

A photograph of a person lying on their back on a sailboat at night. The person is covered by a green tarp, with only their head and one arm visible. They are looking up at a dark sky filled with stars and the Milky Way. The sailboat's mast and rigging are visible on the left side of the frame.

LIZ CLARK

DIE WELLEN REITERIN

**MEIN TRAUM VOM AUSSTEIGEN,
SEGELN UND SURFEN**

**AUS DEM ENGLISCHEN VON
LEENA FLEGLER**

DELIUS KLASING VERLAG



INHALT

Kurze Vorrede	15
Einleitung	17
1 La Capitana	21
2 Der Traum wird wahr	45
3 Buena manifestación	73
4 Immerwährend wandernde blaue Berge	115
5 Wind in meinem Haar	151
6 Kostbare Lehren	175
7 Abgeschiedene Autonomie	201
8 Die Werft	233
9 Tube-Versuche	251
10 Offenbarungen	295
11 Dunkel und Licht	329
12 Vahine	353







KOSTBARE LEHREN

I-Matangs und eine unwillkommene Überraschung

Da! Eine flache Erhebung über der Wasseroberfläche – wie ein fast untergegangener Geburtstagskuchen mit weit verstreuten Palmen als Kerzen! Nachdem mein Boot und ich in unserer siebten Nacht den Äquator überquert haben, schlüpft die *Swell* gegen acht Uhr morgens endlich in den Windschatten der südlichsten Insel der Inselrepublik Kiribati. Augenblicklich flacht die See ab. Ich feiere meine Ankunft mit einer längst überfälligen Dusche, ziehe einen Eimervoll Wasser über die Reling und kippe ihn über mich.

Ich habs geschafft! Ganz ohne Hilfe! Ich bin wieder frei und freue mich auf einen Neustart in einem neuen Land. Die Kokospalmen winken mir in der Brise begeistert entgegen. Ich winke zurück – und genieße die Ruhe nach acht Tagen inmitten heftigen Wellengangs. Sobald das Atoll vor mir Gestalt annimmt, atme ich tief die erdigen Gerüche ein, sehe neue Vögel, Oberflächenströmungen, Uferkonturen. Details blitzen auf, wenn der Verstand für neue Eindrücke sperrangelweit offen ist: Der weiße Sandstrand mündet in ein felsiges, zerklüftetes Riff, das steil ins Meer abfällt, sodass ich nahe genug herankann, um die flachen Sträucher, die Krebse im Sand und das

limettengrüne Seegras in den flacheren Becken zu betrachten. Moment – und was sind das für merkwürdig grünliche Wolken, die über der Insel schweben?

Am Nachmittag ankere ich an einer langen Pier, und ein salzwasser-gegerbter Landsmann von mir in den Fünfzigern kommt von seinem Boot herüber.

»Hey, wie gehts? Ich bin Chuck. Willkommen! Ich weiß, wie das ist, wenn man nach einer langen Passage irgendwo ankommt. Ich hab dir ein Abendessen mitgebracht. Du bist Surferin? Schlaf erst mal aus und komm morgen vorbei, und dann erzähl ich dir alles, was du über diesen Ort wissen musst.« Er drückt mir einen Teller mit warmem Essen in die Hand und grinst, als hätte er eine Menge großartiger, wundervoller Geheimnisse in petto.

»Danke, Chuck!«, rufe ich ihm nach, als er wieder kehrtmacht.

Tags darauf erhalte ich bei Chuck eine kleine landeskundliche Einführung, ehe ich mich aufmache, um die Einreisebehörde aufzusuchen. Unterwegs treffe ich Chris, einen Einhandsegler von einem der anderen drei Boote in der Bucht. Er will auf seinem Scooter auf den Markt und bietet mir an, mich mitzunehmen. Dankbar steige ich hinten auf.

Von meinen ersten Stunden an Land noch komplett euphorisiert, kann ich gar nicht fassen, dass ich gerade auf einem Motorrad eine einspurige, palmengesäumte Landstraße entlang und mitten hinein in ein turbulentes Inseldorfleben fahre. Bunte Wäsche hängt vor palmenumstandenen Hütten und zwischen Haufen aus Kokosnussschalen, und überall spielen Kinder. Aus den Außenküchen weht mir Rauch in die Nase. Der klar blaue Himmel und das Gelbgrün der Palmwedel verschwimmen miteinander, während wir mit vierzig Sachen darunter hindurchfahren. Unwillkürlich habe ich ein breites Grinsen im Gesicht. Dies alles ist so inspirierend! Ich muss unbedingt meine persönliche To-do-Liste überarbeiten und mir Verhaltensweisen abgewöhnen, die ohnehin nicht weiterhelfen; jede neue Ankunft ist doch eine Chance, mich selbst neu zu erfinden!

Am folgenden Morgen habe ich vom breiten Grinsen Sonnenbrandblasen auf der Unterlippe. Nicht mal an das schmalste Lächeln ist mehr zu denken. Trotzdem werde ich aufs Herzlichste von einem Grüppchen aus Ausländern willkommen geheißen, die die Zyklonsaison hier in sicherer Äquatornähe verbringen. Wir sind die I-Matangs – Kiribatisch für »Leute aus einer anderen Welt«.

Da ist zum einen Chuck, der ewige Nachwuchssurfer mit dem funkelnden Blick, der seine südkalifornische Zeugen-Jehovas-Community verlassen hat, um stattdessen überall im Pazifik surfen zu gehen. Er hat mittlerweile den Großteil seines Erwachsenenlebens in Kiribati verbracht und sich jüngst ein Segelboot gekauft, um vor Ort ein kleines Charterunternehmen aufzuziehen.

Chris, der gut aussehende kanadische UN-Berater und Einhandsegler, der mich zum Markt mitgenommen hat, ist hier gelandet, weil ihm ein Stück südwärts ein Tropensturm die späte Passage von Tahiti nach Samoa auf seiner *Elise* zu durchkreuzen drohte; unterwegs kollidierte er bei Nacht mit etwas – mit halb abgetauchtem Müll oder womöglich auch mit einem Wal. Zum Glück blieb in dem meterlangen Schmiss ein Hauch Fiberglas von nicht einmal einem Zentimeter Stärke intakt, sodass er nicht in sein Rettungsfloß umziehen musste. Vorsichtig segelte er bis zur nächsten Insel – so ist er hier gelandet. Jetzt muss er irgendwas austüfteln, um den Schaden zu beheben – und das bei den beschränkten Ressourcen, die hier auf der Insel verfügbar sind.

Melanie und Cedric sind ein fröhliches Cruiser-Paar Anfang vierzig, das auf der *Island Breeze* unterwegs ist – einer kleinen, kompakten Slup, an der Rost aus den Scharnieren sickert. Nachdem sie festgestellt hatten, dass für sie Zeit und Freiheit die kostbarsten Güter sind, haben sie ihr Leben an Land und sämtliches Hab und Gut hinter sich gelassen, um in ein Leben einzutauchen, das von Schlichtheit geprägt ist. Melanie, die dem tibetisch-buddhistischen Glauben angehört, ist in Texas aufgewachsen. Cedric ist Franzose und das personifizierte Leben im Hier und Jetzt.

Henry wiederum ist ein gut gelaunter Meeresbiologe aus den USA, der sich dauerhaft hier im Dorf niedergelassen hat. Er war – vor meiner Zeit – Dozent an der UCSB und hegt anscheinend sofort väterliche Gefühle für mich. Er ist mit Teretia verheiratet, einer hinreißenden Einheimischen, und als Überraschung taucht wenig später die gemeinsame zuckersüße vierjährige Tochter Reaua auf. Auch wenn er schon siebzig ist, hat Henry unendlich viel Energie – er geht surfen, fischen, spielt mit Reaua und betreibt vor Ort ein kleines Restaurant.

In dieser wunderbar heterogenen und geselligen Gruppe fällt es mir leicht, nicht an Gaspar zu denken. Unsere Boote liegen alle nicht weit von Henrys Zuhause entfernt hinter einer langen Pier, die einst die Japaner im Tausch gegen Fischereirechte in den hiesigen fischreichen Gewässern angelegt

haben. I-Kiribati – so heißen die Einheimischen – stehen auf der Pier und angeln, trinken – oder trinken beim Angeln. Ein Versorgungsschiff kommt aus der Hauptstadt Tarawa. Es hat ordentlich Schlagseite, und in einem fort wird Wasser aus dem Kielraum gepumpt. Sowohl Passagiere als auch ein paar Schweine, die mitgefahren sind, scheinen froh zu sein, als sie von Bord laufen dürfen.

Die ersten paar Tage verbringe ich in der Bucht und putze das Boot, weil sich erneut ein Dokumentarfilmer angekündigt hat. Ich soll Teil eines Filmprojekts mit dem Titel *Dear & Yonder* über mehrere Surferinnen werden – vielleicht kann ich so auch versuchen, neue Sponsoren zu rekrutieren und meine Rechnungen zu bezahlen. Als ich ein paar Monate zuvor einige Zeit mit den Filmleuten verbracht habe, waren die Wellen denkbar unkooperativ; jetzt schicken sie einen von ihnen, Dave, noch einmal vorbei, damit er zusätzliche Surfaufnahmen machen kann.

Und Dave kommt nicht nur mit zwei riesigen Hartschalenkoffern voller Filmausrüstung, sondern auch mit einem neuen großen Vorsegel für die *Swell*! Mein Freund Richard von der Zeitschrift *Latitude* 38 hat die Nachricht gestreut, dass ich ein neues Segel brauche, und Holly, die in Long Beach eine CAL 40 besitzt, hatte noch ein Ersatzsegel in der Garage, das sie mir spendiert hat. Meine Schwester hat es in Los Angeles abgeholt und Dave am Flughafen übergeben, kurz bevor er abgeflogen ist. Wenn sie alle nicht gewesen wären, hätte ich die Einheimischen bitten müssen, mir zu zeigen, wie sie aus Reissäcken Segel nähen!

Dave verbringt zwei Wochen mit mir an Bord der *Swell* und vermeidet netterweise Nahaufnahmen meiner blasenübersäten Lippe. Dank seiner Arbeitsmoral und Spontaneität haben wir immer wieder ein Riesenglück mit dem Timing. Wir erwischen mehrere Wellen, aber er filmt mich überdies beim Angeln, Tauchen, bei Reparaturen am Motor und beim Roden von Seegrass, beim Kochen und Segeln und Klettern auf Kokospalmen, beim Schwimmen mit Delfinen, beim Spielen mit einheimischen Kindern sowie beim Yoga.

Ein paar Tage bevor Dave zurück nach Hawaii fliegen soll, taucht ein gelblicher Fleck am Horizont auf. Mir rutscht das Herz in die Hose. Nachdem wir fertig gefrühstückt und unsere Pläne für den Tag besprochen haben, stecke ich den Kopf aus der Kajüte und muss allen Ernstes feststellen, dass die *Octobasse* die Pier ansteuert.

»Echt jetzt?«, rufe ich gegen den Wind.

»Lizzy«, ruft Gaspar, sobald er in Hörweite ist. Wütend schwimme ich rüber, und er begrüßt mich mit den Worten: »Was ist mit deinem Gesicht passiert?«

»Was hast du hier zu suchen? Wir hatten uns darauf geeinigt, dass du für die Zyklonzeit woanders hinsegelst!«

»Oye. Dann willst du gar nicht *el dibujo de*« – die Zeichnung zum – »Valentinstag, die ich für dich gemacht hab?«, fragt er sarkastisch und wedelt mit einem Blatt Papier voller bunter Herzen.

»Aaaaaaargh!«

Ich schwimme wieder zurück.

Buddha im Bus

Ich kann es nicht fassen. Ich kann es einfach nicht fassen! Gaspar hat unsere Vereinbarung komplett ignoriert und will sogar wieder an unsere einstige Beziehung anknüpfen! Hat er überhaupt irgendwas von dem verstanden, was ich zu ihm gesagt habe? In mir brodelte eine ungute Mischung aus Liebe und Hass und anderen Gefühlen – es fühlt sich an wie ein schlimmer Anfall von Sodbrennen.

Auch nachdem Dave heimgefliegen ist, halte ich den Spanier auf Abstand. Allerdings wickelt er im Handumdrehen meine I-Matang-Freunde um den Finger, und ob es sich um ein spontanes gemeinsames Abendessen oder ein Feierabendbier handelt – immer findet er einen Weg, mich vor den anderen vorzuführen. Nach und nach distanzieren ich mich von ihnen, nur um ihm aus dem Weg zu gehen, aber an diesem kleinen, überschaubaren Ort ist das nahezu unmöglich.

»Hey, Lizzy!«, höre ich Chuck eines Morgens rufen. Ich laufe an Deck der *Swell*. »Es ist Nordswell – komm, heute Nachmittag checken wir ein paar Wellen auf der anderen Seite der Bucht aus!«

Ich hole mein Board hervor und kann es kaum erwarten, mit Chuck neue Breaks zu erkunden – bis er später vorbeikommt, um mich abzuholen, und Gaspar neben ihm im Boot sitzt. Und der sagt, sobald ich hineinklettere: »Schade aber auch, da beißt garantiert kein Fisch mehr, jetzt, da eine Frau mit an Bord ist.«

Ich bin augenblicklich auf hundertachtzig, warte aber, bis wir im Line-up sind, um mich zu revanchieren. Er ist Surfanfänger, und ich muss natürlich kichern, als er einen ziemlich uneleganten Abgang hinlegt und ich auf der nächsten Welle an ihm vorbeipresche.

An den folgenden Tagen versuche ich, das Gute an der Situation zu sehen, irgendeine Art *Buena-manifestación*-Magie – leider vergebens. Ich wünsche mir einfach nur, dass er wieder verschwindet. Ich will gerade zur Bushaltestelle aufbrechen, als Gaspar in seinem pinkfarbenen Kajak vorbeipaddelt und mich fragt: »Lissy, *por favor*, kann ich mir dein Rad leihen?«

Widerwillig drücke ich ihm den Schlüssel in die Hand, weil ich mein Rad am Strand angeschlossen habe, und beeile mich, mit dem Dingi selbst rechtzeitig an Land und zum Bus zu kommen. Ich finde eine leere Sitzreihe ganz hinten und sehe verbittert nach draußen, wo Gaspar mit einem breiten Grinsen und völlig sorglos auf meinem Rad an uns vorbeizieht. Eine Minute später steigt auch Melanie, meine buddhistische Bootsnachbarin, in den Bus und setzt sich neben mich.

»Hi«, sage ich mit einem Seufzer. Diese ganze Gaspar-Sache setzt mir heute mächtig zu.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, klar, alles gut«, flunkere ich.

»Also, wenn du über irgendwas reden willst: Ich hör dir gern zu«, erwidert sie freundlich.

Sie ist eine Strahlefrau mit leuchtend rotem Haar, hohen Wangenknochen und funkelnden Augen hinter einer markanten Brille. Auch wenn ich sie nicht sonderlich gut kenne, fühle ich mich in ihrer Anwesenheit sicher. Allerdings will ich sie auch nicht mit meiner tragischen Liebesgeschichte langweilen.

Schweigend betrachten wir den Trubel im Bus. Inselbewohner jeden Alters steigen ein, und als kein Platz mehr frei ist, füllt sich auch der Gang mit Leuten. Sobald der Bus anrollt, drücken Mütter ihre Babys den Sitzenden in die Arme. Von der Hauptstraße biegt der Bus nach rechts statt nach links ab – in die Gegenrichtung vom Laden. Weil ich die hiesige Sprache nicht spreche und angesichts der vielen Fahrgäste, bleibt mir gar nichts anderes übrig, als einfach sitzen zu bleiben. Wir fahren ins nächste Dorf, holen dort ein paar ältere Frauen vor einer Arztpraxis ab, setzen sie ein paar Meilen die Straße entlang wieder ab, dann ein U-Turn, und ein kleiner, aufgeregter Mann lädt Kühlboxen in den Bus. Endlich sind wir wieder in die richtige

Richtung unterwegs, biegen dann aber zu einem neuerlichen Umweg auf eine holprige Schotterpiste ab. Zehn Rumpelminuten später besteigt eine siebenköpfige Familie mitsamt zwei Schweinen den Bus. Dass wir je vor dem Laden ankommen, erscheint mir immer unwahrscheinlicher.

Unterdessen brodelte es in mir. Als der Bus einen weiteren Umweg einschlägt, platzt es schließlich aus mir heraus. Melanie hört mir aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich fertig bin, holt sie tief Luft.

»Das ist hart«, sagt sie ernst. Und dann: »Weißt du, mein Guru sagt immer: Wir müssen das Gift in Medizin umwandeln. Im Buddhismus glaubt man, dass schwierige Leute oder Situationen im Leben unsere besten Lehrmeister sind. Nur durch sie haben wir die Gelegenheit, uns in unseren Tugenden zu üben.«

»Ernsthaft?«, erwidere ich mit Tränen in den Augen.

»Ja. Indem wir es auf diese Weise betrachten, werden Schwierigkeiten zur Gelegenheit, an ihnen zu wachsen. Das ist eine Lebensaufgabe, aber mich daran zu erinnern, hilft mir immer, einen anderen Blickwinkel einzunehmen.«

Ihre Ausführungen sind in der Finsternis, die ich vor mir sehe, ein echter Lichtblick. Die düsteren Wolken beginnen sich zu verziehen, sobald ich meiner eigenen anstrengenden, unentrinnbaren Lage auch etwas Positives abgewinnen kann. Melanie erzählt mir ein bisschen aus ihrem Erfahrungsschatz, insbesondere hinsichtlich ihrer Prinzipien. Angesichts ihrer bescheidenen Art und der neuen Erkenntnis macht es mir fast nichts mehr aus, dass der Bus schon wieder gehalten hat und auf weitere Fahrgäste wartet.

Als wir eine gute Stunde später endlich vor dem Laden halten, bedanke ich mich bei ihr. Beim Aussteigen fühle ich mich wie ein anderer Mensch: Ich habe eine neue Mission.

Gaspar ist mit seinem Einkauf schon fertig und wartet bei einem Eis auf mich. »Weshalb hast du denn so lange gebraucht?«, fragt er und schleckt ein paar schmelzende Rinnsale weg. »¡*Qué día hermoso para pasear en bicicleta!*« – Was für ein schöner Tag für eine Radtour!

Sein herablassendes Grinsen hätte mich am Morgen noch zur Weißglut gebracht, doch inzwischen habe ich eine Geheimwaffe. Tugenden üben, Tugenden üben, wiederhole ich in meinem Kopf. »*Sí*, wirklich ein schöner Tag.«

Er sieht mich von der Seite an, runzelt die Stirn, hat eindeutig ein verzoogenes Gesicht oder eine schnippische Bemerkung erwartet. In meiner neuen unsichtbaren Rüstung laufe ich lächelnd an ihm vorbei. Entweder bin ich

für den Rest der Zyklonzeit ein Häuflein Elend, das sich wünschte, er würde Leine ziehen – oder aber ich akzeptiere meine missliche Lage und stelle mich der Herausforderung.

Ich kann gar nicht fassen, wie schnell sich für mich das Blatt wendet. Ich fühle mich runderneuert und schöpfe neue Kraft. Ich ermahne mich, ruhig zu bleiben angesichts von Situationen, die mich zuvor provoziert oder traurig gemacht haben. Jetzt, da ich meine aktuelle Situation als Übung betrachte, wird sie für mich regelrecht zu einem Spiel.

Mit Melanie verbringe ich zusehends mehr Zeit. Sie bringt mir einige Meditationstechniken bei und schenkt mir ein Poster mit einer Interpretation des bekannten buddhistischen Texts *Acht Verse der Geistesschulung*, das ich aufhängen kann. Einer der Glaubenssätze besagt mehr oder weniger, dass man sich selbst gegenüber anderen nicht als besser oder höherrangig betrachten soll; ein anderer, dass man negative Gefühle nicht an sich heranlassen darf; dass man dem Gegenüber einfach den Sieg überlassen sollte, wenn der einen aus einem Gefühl der Eifersucht heraus schlecht behandelt; dass man schwierige Menschen als Juwelenschatz betrachten soll; und dass man keinen weltlichen Sorgen nachhängen soll, sprich: Konzepten von Gewinn und Verlust, Lust und Schmerz, Lob oder Tadel, Ruhm oder Schande.

Insofern sind schwierige Menschen und Situationen in Wahrheit bloß der Weg hin zur Persönlichkeitsentwicklung. Wenn ich es so betrachte, rückt dieses Ziel sogar in greifbare Nähe. Wenn derlei Herausforderungen das Ventil für Befreiung sein sollen, dann muss ich die Erfahrungen, die mir das Leben beschert, nutzen, mich daran ausrichten und mich der erleuchteten Person auf meiner WAS-ICH-SEIN-WILL-Liste annähern. *Das ergibt Sinn!*

Atombomben und eine Reset-Taste

Während ich auf eine Lieferung Propan warte, finde ich zusehends Gefallen an meinem neuen Blickwinkel. Außerdem unternehme ich ausgedehnte Radtouren und fahre zwischen den weit verstreuten Dörfern hin und her, die nach einstigen Posten aus dem Zweiten Weltkrieg benannt wurden. Männer tragen bunte *Lavalavas* um die Hüften, Frauen selbst genähte *Tibuta*-Oberteile und Röcke. Ihre aufgeständerten *Kiakias* – Wohnhäuser – bestehen in weiten Teilen aus verschiedenen Teilen der Kokospalme. Die Kommunikation

ist eine Herausforderung, aber die I-Kiribati sind diesbezüglich sowohl entgegenkommend als auch kreativ. Die Angestellten im Rathaus richten mir eines Nachmittags sogar einen Arbeitsplatz ein, damit ich dort das Internet benutzen kann.

Auch wenn die Einwohner Kiribatis Gilbertesisch sprechen und sich kulturell von den Bewohnern Französisch-Polynesiens unterscheiden, gibt es historisch durchaus Gemeinsamkeiten – nicht nur erfreuliche. Neben der Kolonisierung (in Kiribati hauptsächlich durch die Briten) haben in den 1800ern evangelische Missionare Spuren hinterlassen: Entlang der Hauptstraße stehen auf einer Strecke von acht Kilometern gleich sieben evangelische Kirchen für zweitausend Einwohner. Die Missionen haben der einheimischen Bevölkerung westliche Überzeugungen und Gebräuche übergestülpt und beispielsweise für eine lange, düstere Zeit hiesige Gesänge und Tänze verboten, wodurch die mündliche Überlieferung der indigenen Geschichte jäh unterbrochen wurde. Und auch die Beziehung der hiesigen Völker zur Natur veränderte sich: Beispielsweise fand die überlieferte, ehrfürchtige Art des »Ressourcenmanagements« – etwa die Limitierung des Fischfangs – nach und nach ein Ende. Inzwischen stecken sie zwischen zwei kulturell widersprüchlichen Welten fest. Die meisten Familien und Dörfer sind zudem zwischen unterschiedlichen Ausprägungen des christlichen Glaubens gespalten.

Und auch wenn Atomwaffentests hier wesentlich seltener durchgeführt wurden als auf den polynesischen Inseln – zwischen 1966 und 1996 detonierten im Tuamotu-Archipel sage und schreibe 180 Atombomben –, haben sowohl Großbritannien als auch die USA in den späten Fünfzigern und frühen Sechzigern auf just dieser Insel, Kiritimati, Nuklearwaffen getestet. Außerdem dienten die Inseln während des Zweiten Weltkriegs als strategischer Stützpunkt der Alliierten.

Radioaktiver Niederschlag infolge der Atombombentests breitete sich über dem Pazifik aus und wird bis heute als Ursache diverser gesundheitlicher Probleme angeführt. Als ich bei meiner Ankunft die grünlichen Wolken entdeckte, die hier täglich über den Inseln hängen, war mein erster Gedanke, dass sie mit radioaktiven Rückständen zu tun haben müssten, allerdings versicherte mir Henry, dass diese Wolken lediglich das türkisblaue Wasser der riesigen, flachen Lagune des Atolls reflektierten. »Die radioaktiven Rückstände sehen wir nicht«, erklärte er mir, »aber sie sind immer noch da.« Derzeit kümmert sich ein britischer Gesandter um die nach wie vor

anhaltende »Altlastenbeseitigung«. Seit ich ihn jedoch dabei erwisch habe, wie er Plastikmüll aus seinem Autofenster geworfen hat, bin ich von seinen Bemühungen wenig überzeugt.

Eines sonnigen Nachmittags, an dem ich am Strand meine Wasservorräte aufgefüllt habe, schlendere ich zurück zur *Swell*. Mein Fahrrad dient mir als Sackkarre für die fast 40 Liter, die ich über die Pier transportiere. Plötzlich höre ich eine Kakophonie aus Geräuschen, die unter einem niedrigen, breitblättrigen Baum hervorzukommen scheinen, sehe nach rechts und entdecke eine kleine Gruppe von Kindern, die dort im Schatten auf Müllinstrumenten Musik macht. Ein vielleicht zehnjähriger Junge trommelt mit einer kaputten Gabel und einem Stöckchen auf einer alten Milchpulverbüchse. Ein anderer zupft an einem Bass, den er sich aus einem Plastikkanister, einem längeren Ast und Angelschnur gebastelt hat. Ein großes, dünnes Mädchen von etwa elf Jahren zieht eine kleine Wasserflasche aus Plastik über ein Stück altes, rostiges Wellblech. Ein kleineres Mädchen hat eine leere Bierdose mithilfe von Kieselsteinchen zur Rassel umfunktioniert. Das letzte Mitglied dieser bunt zusammengewürfelten Band ist ein kleines Mädchen, das kaum älter als vier sein kann und durch eine orangefarbene, trichterförmige Blüte wilde Trompetenstöße in die Luft bläst. Als sie fertig sind, klatsche ich begeistert Beifall. Ich bekomme die Bierdose in die Hand gedrückt, und wir legen von Neuem los. Ganz gleich, wo ich unterwegs war: Kinder haben sich nie Gedanken über Sprachbarrieren oder Hautfarbe gemacht; sie freuen sich immer und überall, neue Freunde kennenzulernen.

Sämtliche I-Matangs packen mit an, als Chris versucht, den enormen Schaden an seinem Rumpf zu reparieren. Er schafft es tatsächlich, das Boot aus dem Wasser zu hieven und auf ein nahe gelegenes Gelände zu bringen. Mein persönlicher Beitrag besteht hauptsächlich in moralischer Unterstützung und Flüssigkeitszufuhr: Nachmittags laufe ich rüber, um ihm gut zuzureden und dann auf ein paar Kokospalmen zu klettern, um »Atoll-Gatorade« zu besorgen, wie er es nennt. Von oben sehe ich dann immer, wie die I-Kiribati-Männer fröhlich singen, wenn sie den Nektar aus den blühenden Palmentrieben einsammeln. Der Nektar wird zu einem beliebten alkoholischen Getränk, einer Art Grog, vergoren.

10.200 Seemeilen geschafft













S. 186/187: Sobald der Anker sitzt, spült das Salzwasser den Schweiß und die Beklemmungen nach einer schweren Passage ab – der Vorteil, wenn das Meer mein Garten ist! JACK BUTTLER

S. 188/189: »Halt durch, Mom!« Stattliche Wellen von achtern am achten Tag unserer Pazifikpassage. LIZ CLARK

S. 190/191: Weil bei der Suche nach der perfekten Welle per Segelboot so viel Unkalkulierbares zusammenkommt, ist jede Surfsession ein Geschenk. SCOTT AICHNER

S. 192: Einer mit Schwingen, die andere mit Segeln. Beide erkunden die Freiheit auf dem offenen Meer. LIZ CLARK

S. 193 oben: Handleine nachstecken bei voller Fahrt in der Hoffnung auf ein Abendessen. BALI STRICKLAND

S. 193 unten: Mom mit ihrem Fang an Tag 16 auf See. LIZ CLARK

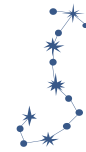
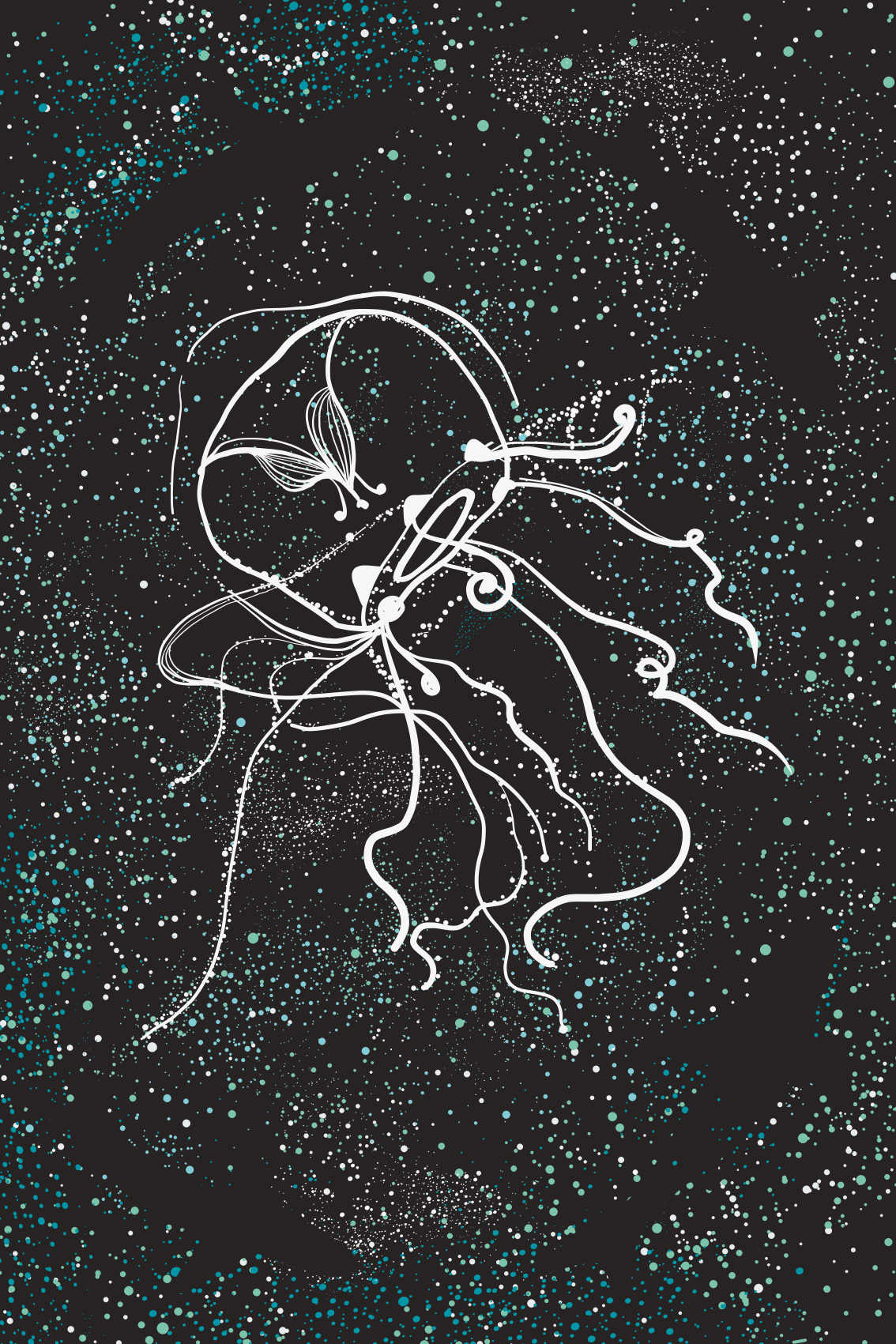
S. 194/195: Klein zu sein hat an Bord eines Segelboots durchaus Vorteile – beispielsweise bei der Reparatur des Kühlschranks. BALI STRICKLAND

S. 196 oben: I-Kiribati-Familie beim nachmittäglichen Pendelverkehr. LIZ CLARK

S. 196 unten: Nachdem sich die Kette mehrmals um die Korallen gewickelt hatte, lernte ich, den Anker per Hand genauer zu setzen und keine Schäden am Riff zu verursachen. Sammlung LIZ CLARK

S. 197: Fest entschlossen, die Tube zu meistern – um jeden Preis. TAYLOR PAUL

S. 198/199: Die Swell instandzuhalten ist eine Endlosaufgabe sowohl über als auch unter Wasser. BIANCA LAZARUS



OFFENBARUNGEN

Kräuselwellen

Ich bin wieder allein, lehne bequem am Stamm einer schief gewachsenen Palme und betrachte die Wellen, die durch den Pass rollen. Wenn all das jetzt schlagartig vorbei wäre, denke ich bei mir, wäre das völlig okay.

Ich habe den Surfnachmittag am Riff ohne eine einzige Schramme überstanden. Eine Gruppe gut gelaunter Tahitianer war ebenfalls draußen, johlte einander zu – und mir auch. Nach dieser Trainingseinheit, der Action und dem Gefühl der Kameradschaft bin ich zutiefst entspannt und zufrieden mit mir. Über mir in den Wolken machen sich erste rosafarbene Schlieren breit und spiegeln sich im Wasser. Wenig später beginnt es zu regnen. Sobald die vereinzelt fetten Tropfen auf die Wasseroberfläche aufschlagen, schicken sie Ringe aus leicht gekräuselten Wellen aus.

Und mit einem Mal sind es Abertausende Tropfen. Die sich weitenden Ringe auf dem rosafarbenen Wasser versetzen mich in eine Art Trance. Ich sehe zu, wie die einzelnen Tröpfchen sich richtiggehend in Energiewellen transformieren – wie sie unterschiedlich hoch aufeinandertreffen und sich weiter in alle Richtungen verbreiten: dynamisch, chaotisch, faszinierend.

Gleichmaßen unendlich und limitiert. Die Zeit steht still, und es fühlt sich an, als befände sich mein Verstand in einem Schwebezustand. Ich bin der Regentropfen, ich bin die Wolke, der Himmel, die untergehende Sonne. In diesem eigenartigen Zustand spüre ich, wie ich mit allem verbunden bin, wie ich zutiefst zu allem dazugehöre, was mich umgibt. Wir sind eins und zugleich unterschiedlichste Dinge. Aus dem Gefühl wird Verständnis – die Gegensätzlichkeit, die Unterscheidbarkeit der Dinge löst sich in Wohlgefallen auf. In diesem bemerkenswerten kurzen Moment bin ich unendlich wie das Universum, winzig wie Plankton, mächtig wie Ebbe und Flut, in der Tiefe verankert wie ein Vulkankrater, fragil wie das Netz einer Spinne, langmütig wie ein Baum und leer wie der wolkenlose Himmel.

Momente und Ereignisse huschen vor meinem inneren Auge vorbei wie der Wind – wie ich im Kindergarten den Stuhlkreis betrete. Wie meine Tante mir an meinem sechsten Geburtstag Feenglitter überwirft. Wie ich in meiner kleinen Jolle in der Bucht kentere. Wie ich mit dem Taxi zu einer Turnstunde fahre, obwohl ich eigentlich Hausarrest habe. Wie ich in Ufernähe in der Gischt unter Wasser gerate. Wie ich zu Hause heimlich aus meinem Fenster klettere. Wie ich mit Freundinnen aus der Highschool die Rettungsschwimmer am Strand verulke. Wie ich mich im heißen Sand aale. Wie ich an die Zimmertür meines ersten Freundes klopfe und ihn mit einem anderen Mädchen erwische. Wie ich versehentlich einen Haschkeks esse – ausgerechnet kurz vor einem UCSB-Seminar. Meine erste Point-Break-Welle. Wie ich mit meiner Mutter tanze. Und wie ich mich an diese wunderbar weiche Stelle an der Brust meines Vaters kuschle.

Dieses magische Hier und Jetzt ruft all das in mir hervor. Mein Wissen, meine erlernten Erkenntnisse sind vollkommen unwesentlich. Daten und Fakten haben angesichts dieses Gefühls umfassender Zugehörigkeit, dieses Eins-mit-der-Welt-Seins keine Relevanz. Hieraus gibt es keinen Ausweg mehr, aber ich will ihn auch nicht. Es ist hier so unendlich friedlich.

Noch ein tiefer Atemzug, und ich sitze wieder unter der Palme. Der Regen hat nachgelassen, trommelt nur noch leise und unaufhörlich, das Rosa des Himmels verblasst zu Grau, und der Mückenstich an meinem Zeh erinnert mich daran, dass ich wieder in meiner eigenen Haut stecke. Langsam stehe ich auf, wate hinaus zu meinem Dingi und manövriere es zwischen den Korallenköpfen hindurch heim, bevor es ganz dunkel wird.

Gespräche mit Wolken

Ich bin bereit für den Himmel, für den fernen Horizont, für wilde Inseln. Es ist an der Zeit, dass die *Swell* erneut ein paar Seemeilen zurücklegt. Die bestärkenden Worte meines Vaters haben mir neue Zuversicht beschert, sodass ich die nächste Einhandpassage in Angriff nehmen kann. Ich fühle mich stark, und ich bin stolz darauf, wie sehr mein gesteigertes Selbstvertrauen, meine spirituellen Übungen und Fortschritte mir inzwischen über die alltäglichen Widrigkeiten hinweghelfen. Seit gut zwei Jahren hatte ich keine richtig ernste depressive Phase mehr. Je länger ich mich mit der Welt und allem, was darüber hinaus existiert, so zutiefst verbunden fühle – durch meine anwachsende Empathie, meine »One Love«-Erfahrung in der Lagune und die immer zahlreicheren aufmerksamen Menschen, mit denen ich über meinen Blog in Kontakt stehe –, umso mehr Zuversicht verspüre ich für mich selbst und die ganze Menschheit.

Allerdings brennt mittlerweile auch eine andere Frage in mir: Auf welche Weise kann ich all die Ideen, die ich mir angeeignet habe – Melanies Weisheiten, Karma, Empathie, innere Heilung, Alleinsein –, einsetzen, um der ökologischen Krise Einhalt zu gebieten? Wo immer ich hinsehe, fordern die Gier des Menschen, das Primat der Beschleunigung, die Entfremdung des Menschen von der Natur und voneinander, die alleinige Orientierung an Profiten sowie eine Kurzsichtigkeit, die eine wie immer geartete Zukunft ausblendet, von diesem Planeten ihren Tribut. Und trotz technologischer Innovationen und trotz des allgegenwärtigen »Fortschritts« geht es der großen Mehrheit der Erdbevölkerung mitnichten gut; diese Mehrheit kommt gerade so mehr schlecht als recht über die Runden. Der Klimawandel wird dafür sorgen, dass über kurz oder lang auch das letzte überlebenswichtige ökologische Gefüge auf dieser Erde nachhaltig beeinträchtigt wird, und vor diesem Umstand kann ich nicht einfach davonsegeln, im Gegenteil: Wittersysteme, die seit Jahrhunderten verlässlich waren, sind drauf und dran, sich zu verändern, Stürme werden zusehends heftiger ... Ich will dazu beitragen, dass dieser Wahnsinn aufhört, aber selbst hier draußen weiß ich mir keinen Rat, wie ich das anstellen soll.

Es ist mir unangenehm zu wissen, dass auch ich mit meiner hellen Haut irgendwie mit der Erosion der polynesischen Kultur in Verbindung stehe. Jener neue Heilsbringer, den die Kolonisatoren der indigenen Bevölkerung

aufgezwängt haben – namentlich das Kapital –, hat dazu beigetragen, dass die Natur hier nicht mehr annähernd so respektiert wird wie früher. Ein alter Mann hat mir erst kürzlich von einem tahitianischen Politiker namens Pouvanaa Oopa erzählt, der in den späten Fünfzigerjahren zu Protesten gegen die bevorstehenden französischen Nuklearwaffentests aufgerufen hatte. Auf dem Höhepunkt der Proteste wurde er – umstrittenerweise – der Brandstiftung beschuldigt und nach Frankreich verbannt. Als er ein Jahrzehnt später nach Hause zurückkehrte, wurden nur ein paar Hundert Kilometer entfernt von bewohnten Inseln Atombomben getestet. Erst kürzlich freigegebene Dokumente belegen, dass allein schon nach zehn der 30 Jahre, in denen Atomwaffentests in Tahiti durchgeführt wurden, die Inseln mit dem Fünfhundertfachen der zulässigen Plutoniumstrahlenwerte belastet waren. Atomwaffen quasi im Hinterhof eines anderen zu testen – ist das etwa in Ordnung? Ist es in Ordnung, dass Großunternehmen hoch verarbeitete Nahrungsmittel hierher verkaufen, ohne die Tahitianer darüber zu informieren, dass diese Nahrungsmittel eine solche Bezeichnung kaum rechtfertigen? Und dass die Verpackungen, in denen sie ankommen, biologisch nicht abbaubar sind?

Tag für Tag fische ich Plastik aus den Buchten, die ich bei Ausflügen von der *Swell* erkunde. Riesige Containerschiffe legen hier an, um fossile Brennstoffe, Nahrungsmittel, Softdrinks und billige Plastikimporte abzuladen, die im Handumdrehen auf den Müllhalden dieser Inseln landen. Korallenriffe sterben, und die Fischbestände gehen bewiesenermaßen zurück. Die Leute essen keine heimischen Nahrungsmittel mehr, sondern stark verarbeitete Produkte, gern zuckerhaltige Convenience-Mahlzeiten, die zu einer Ausbreitung von Erkrankungen wie Adipositas und Diabetes führen. In den Läden werden hoch giftige Insektizide verkauft, um vermeintlicher Schädlinge Herr zu werden, sowie diverse chemische Stoffe, mit denen wir unser Geschirr spülen, unsere Kleidung und natürlich uns selbst waschen – und dann gelangt all das in die Gewässer und letztlich ins Meer. Dieselmotoren laufen tagaus, tagein, um Strom zu erzeugen, produzieren aber auch fässerweise Altöl, das kaum je sicher entsorgt wird.

Dass unsere Wirtschaft auf fossile Brennstoffe zurückgreift, heißt auch, dass wir mit so gut wie jedem Produktionsschritt CO₂ emittieren. Hier in der Südsee werden die Folgen des Klimawandels verheerend sein – abschmelzende Polkappen und somit steigende Meeresspiegel bedeuten auch, dass die

tiefer gelegenen Atolle und Inseln irgendwann im Meer versinken. Unterdessen werfen Cruiser ihre Anker zwischen lebende Korallen, und aus dem Antifouling unserer Rümpfe lösen sich Schwermetalle, die in vormals sauberstes Wasser geraten. Sosehr ich versuche, nicht zur Umweltverschmutzung beizutragen – auch ich bin ein Teil des Problems.

Ich schütte Barry mein Herz aus. »Es ist wirklich erschütternd. Ich will mich in Umweltfragen engagieren, aber mich für einen Aspekt zu entscheiden, fühlt sich unmöglich an. Alles steht mit allem in Verbindung, und zwar auf so hochkomplexe Weise! Ich weiß im Grunde nur, dass ich den Supermächten der Gier Einhalt gebieten will. Trotzdem kann ich fürs Erste nur mich allein ändern. Ich kann weiter downsizen, mich weiterbilden, weniger konsumieren und mit jedem Dollar, den ich ausbebe, eine bewusste Entscheidung treffen. Während dieser Reise zu den äußeren Inseln will ich versuchen, mehr hiesige Nahrungsmittel zu mir zu nehmen, statt auf importierte Waren mit einer enormen CO₂-Last zurückzugreifen.«

»Deine Beobachtungen sind hoch relevant«, schreibt Barry zurück. »Neueste Studien beweisen, dass wir ohne die sofortige Reduzierung der Treibhausgasemissionen ein Leben auf dieser Erde, so wie wir es bislang kennen, nicht mehr lang führen können. Verlier trotzdem nicht den Mut, Lizzy. Was du da draußen tust, ist wichtig. Und ich kann mir schon denken, dass du endlich wieder segeln willst. Ich freue mich auf die nächsten Berichte! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass die Menschheit sich Technologien zunutze machen kann, die einen modernen Lebensstandard für alle ermöglichen und trotzdem im Einklang mit der Natur stehen. Doch dazu müssen wir ebenso sehr wie den Kopf unser Herz zurate ziehen. Bei der Vorstellung, was in der Zwischenzeit alles unwiederbringlich verloren gehen könnte, wird mir ganz anders. [...] Habe ich übrigens schon erwähnt, dass eine Tankstelle an der Straße zum Hafen jetzt Biodiesel verkauft? Ich habe die *Freya* damit betankt. Jeder kleine Schritt in diese Richtung ist wichtig. Nur Mut, meine Liebe. Und gib das Schiff nicht auf!«

Die *Swell* ist inzwischen bereit: Das Dingi ist an Bord, und ich habe meine komplette Ausrüstung aufgeräumt und verstaut. Meine neuen blättrigen Begleiter – Basilikum, Aloe, Minze, Zitronengras und Oregano – sind in der Kajüte sicher untergebracht. Die Nacht ist fast schon erschreckend ruhig, über mir am Himmel eine Milchstraßen-Sternenexplosion. Gemütlich schaukelt die *Swell* am Dock, während ich die Wassertanks befülle. Jeder

Knoten, jeder Handgriff, der der Vorbereitung dient, folgt einer regelrechten Liturgie – denn eine einzige Nachlässigkeit kann das Ende bedeuten.

Ich steuere die *Swell* vom Dock weg und behutsam durch den Pass. Los gehts.

Den Großteil der Nacht bin ich per Motor unterwegs, damit ich erst mal ein gutes Stück gen Osten komme. Das helle Mondlicht und die laue Brise erleichtern es mir, mich wieder in meine nächtlichen Segelroutinen einzufinden. Am folgenden Morgen erstreckt sich das Meer wie ein sich im Wind blühendes blaues Seidenlaken in alle Richtungen. Bei diesem Wetter löst sich meine Nervosität angesichts der Weiterreise in Wohlgefallen auf. Bis zur Mittagsstunde kitzelt leichter Ostwind an der Wasseroberfläche, sodass ich sämtliche Segel setzen kann und kontinuierlich mit dem raumen Wind vorankomme. Jetzt, da der Motor nicht mehr läuft, nehme ich endlich auch wieder die Geräusche des offenen Meeres wahr: die Höhen und Tiefen der Wellen, die gegen das Boot schlagen, das Wispern des Windes, das Blubbern und Sprudeln in unserem Kielwasser, die sich dehnenden Segel und Leinen und das Kreischen eines vorüberfliegenden Wasservogels. All das fügt sich zu einer harmonischen Symphonie zusammen.

Ich erzähle dem Meer von meinen Tiefschlägen in der Werft, von meiner Sorge um diesen Planeten, von meiner Einsamkeit, seit Rainui nicht mehr da ist. Als ich zuletzt mit ihm gesprochen habe, klang er enttäuscht; laut neuerlicher Musterung war er zu schwer, um Fallschirmjäger zu werden, also wurde er per Schiff in den kalten Nordosten Frankreichs gebracht, wo er inmitten von wesentlich jüngeren Rekruten zum piepnormalen Infanteristen ausgebildet werden soll.

»Jetzt warte doch ab«, habe ich zu ihm gesagt, »vielleicht wird es ja besser.« Trotzdem fehlt er mir sehr.

Das Wolkenballett lockt mich zurück in die Realität. All diese graziösen Geschöpfe rufen mich zur Raison: Ich soll aufhören, darüber zu grübeln, was mir fehlt, und stattdessen dankbar für all das sein, was ich habe. Trotzdem will sich der Hauch Einsamkeit, den ich in meiner Brust spüre, einfach nicht verziehen. Ich erzähle den Wolken, dass ich gar nicht mehr allein segeln müsste, dass ich mir längst bewiesen habe, was ich mir hatte beweisen wollen; dass ich mir jetzt einen Freund wünsche, der dieses Abenteuer, die Arbeit, die Sonnenuntergänge, die Mahlzeiten und all die überwältigenden Überraschungen mit mir teilt. Doch die Wolken verändern bloß Gestalt und

Lage am Himmel – sie können dem Wind, der sie formt, nicht widerstehen –, und ich hab schon verstanden ... Trotzdem ist es nicht immer leicht.

Ich nicke ein und wache gegen Abend wieder auf. Die untergehende Sonne schickt leuchtende Strahlen empor in den Himmel: überall rote, rosa- und orangefarbene Wolken. Die Farben werden kräftiger, sind zu guter Letzt fast neonschrill, ehe sie langsam, aber sicher zu Grauschattierungen verblassen. Ich sehe zu, bis der Tag nur noch ein zwei Finger breiter Leuchtstreifen am Horizont ist. Eine letzte Schicht Neonblau sträubt sich gegen die bevorstehende Dunkelheit. Der Rest des Himmels ist bereits purpurdunkel. Ich entdecke vereinzelte Planeten – und dann beginnen nach und nach die Sterne, wie galaktische Kerzen zu flackern.

Ich weiß nicht mal mehr, wann ich zuletzt so geduldig mitangesehen habe, dass der Tag in die Nacht übergegangen ist. Wie konnte das passieren – dass wir vor lauter Geschäftigkeit die täglichen Wunder auf dieser Erde kaum mehr bemerken?

Frei wie ein Vogel

»Krie, krie, krie!«

Vogelkreischen reißt mich aus dem Tiefschlaf. Ich schlage die Augen auf und blicke zu den wild flatternden Flügeln empor. Wo bin ich?

»Krie, krie, krie!«

Ich setze mich auf und ziehe an der kühlen Morgenluft erst mal die Decke enger um die Schultern. Nur gut, dass ich es am Vorabend nach zwei Tagen gegen den Wind und einer grenzwertigen Durchfahrt durch den Pass noch vor Sonnenuntergang zu einem sicheren Ankerplatz geschafft habe. Rund um die *Swell* kreist ein Schwarm hungriger Seeschwalben und lauert den kleinen Fischen auf, die sich unter dem Schiffsbauch verstecken. Diverse Makrelen sowie ein einsamer Hornhecht schießen von unten auf die Fische zu, sodass diese in sämtliche Richtungen davonstieben und sogar durch die Wasseroberfläche schießen. Genau deshalb bin ich hier: um dem puren natürlichen Leben vor meiner türkisblauen Haustür zuzusehen.

»ICH HABS GESCHAFFT! ICH BIN HIER!«, rufe ich den Seeschwalben zu. Sie interessieren sich eindeutig mehr für die Fische, trotzdem hüpfte ich auf meinem Kissenlager auf und ab.

Nachdem ich auf der *Swell* geputzt und Nachrichten an meine Eltern und Barry verschickt habe, um Bescheid zu geben, dass ich sicher auf der kleinen Insel angekommen bin, lasse ich das Dingi zu Wasser, lade mein rostiges Fahrrad hinein, an dem die Bremsen nicht mehr funktionieren, und halte auf die Stelle zu, die mir für den Landgang am geeignetsten erscheint. Die ersten Momente an einem unbekannten Ort sind mir oft die liebsten. Voller Vorfreude springe ich auf mein Rad und will diese Insel erkunden. Und weil ich den Wind jetzt zudem im Rücken habe, vibriert meine Lunge regelrecht, und meine Beine wollen nach der jüngsten Passage nur noch in die Pedale treten. Rechts von mir reicht der herrlich blaue Ozean bis an einen freiliegenden Grat pinkfarbener Korallen heran. Ich radele ein paar Kilometer weit durch den Schatten der Kokospalmen, die den Weg säumen, und an einer kleinen Landebahn, einem Hotel, einer Schule, ein paar Läden und Wohnhäusern vorbei. Nirgends eine Menschenseele. Es ist Sonntag. Ich nehme mir alle Zeit der Welt, fahre kreuz und quer durch das leere Städtchen und bleibe zu guter Letzt bei einer Gruppe Teenager stehen, die gerade vom Surfen zurückzukehren scheint.

»Gleich da vorn«, erklären sie mir.

Ich fahre um eine letzte Kurve – und falle fast vom Sattel. Vor mir im goldenen Nachmittagslicht streicht der leichte ablandige Wind über die Welle, die gerade über das Riff rollt. Der märchenhafte Anblick zaubert mir ein Lächeln ins Gesicht. Ich laufe auf ein paar Locals zu, die im Schatten eines Baums zusammenstehen. Sie bieten mir ein Stück *Uto* an – das leicht schwammige Innere einer keimenden Kokosnuss.

»Willst du surfen gehen?«, fragt einer und zeigt auf sein verschlissenes, vergilbtes Board.

»Meinst du das ernst? Na klar! Danke schön!«

Ich nehme die Leihgabe dankbar entgegen, lege Hut und Sonnenbrille ab und laufe in meinen Klamotten mit dem schweren alten Board unter dem Arm bis an die Landspitze. Ein Jugendlicher, der gerade aus dem Wasser kommt, gibt mir zu verstehen, wie ich um die Korallenköpfe herummanövrieren muss, und ich paddele an dem kleinen Riff entlang hinaus aufs Wasser. Noch ehe ich das Line-up erreicht habe, baut sich vor mir eine breite Welle auf, und ich bin unverhofft in Position. Ich starte in die Welle und rausche an den überspülten Gold- und Pinktönen entlang. Unter ihrem Baum reißen die Einheimischen begeistert die Arme hoch. Ich nehme noch eine Handvoll wei-

terer Wellen, bis die Sonne im Westen in ein Wolkenbüschel taucht. Seevögel schießen über den magentafarbenen Himmel. Eins der jüngeren Kinder ist immer noch mit mir draußen im Wasser.

»Regarde«, sagt der Junge – guck mal!

Zwischen den Palmen auf der höchsten Stelle der Landzunge blitzt rostrot der riesige Vollmond hindurch. Ich hebe zu wildem Jubelgeheul an, und der Junge stimmt mit ein.

Geburtstagsabschied

Über E-Mail erfahre ich, dass es Barry nicht gut geht. Er hat sich wieder an der Schulter operieren lassen müssen, und anscheinend erholt er sich von der OP nicht gut. Einige Tage später – am Morgen meines 31. Geburtstags – kommt die Nachricht, dass Barry, mein guter Freund, mein Umweltheld und der Mann, der mich angeleitet und es mir ermöglicht hat, meinen Traum zu verwirklichen –, gestorben ist. Er wurde 87 Jahre alt.

An diesem Tag gehe ich am Strand der Lagune spazieren und sehe ein paar kleinen Haien nach, die im seichten Wasser auf Beute lauern. Ich bin am Boden zerstört. Am ehesten fühlt es sich richtig an, Barry hier draußen zu betrauern, in der freien Natur, der auch er sich immer zugewandt hat, wenn er Kraft sammeln oder den Kopf freikriegen musste. Am Abend proste ich ihm unter den Sternen zu – mit den letzten Tropfen eines Sherrys, den er mir geschenkt hat. Sein Tod hat mich eiskalt erwischt. Ich brauche irgendeine Art Lebewohl-Signal, eine Sternschnuppe, einen Windhauch – irgendein Zeichen, dass er auf seinem Weg auf die andere Seite kurz bei mir haltmacht.

In dieser ersten Nacht warte ich bis weit nach Mitternacht auf seinen Besuch. In den Nächten darauf sehe ich zum Himmel empor und denke immerzu an ihn, stelle mir vor, wie er in seinem schwarzen Wollstutzer auf dem Holzstuhl im Heck der *Swell* sitzt.

Ein, zwei Wochen später bin ich an einer neuen Insel angelangt und sitze allein inmitten der Wellen auf meinem Board. Seit Barry gestorben ist, habe ich einiges erlebt: Ich bin mit Haien getaucht, mit der *Swell* einen Gezeitenfluss entlangesegelt, habe einen Gelbflossen-Thun geangelt und bin mit Delfinen geschwommen. Doch immer noch kein Zeichen. Nicht mal als ich auf offener See am Mast hochklettern musste, um die Rollreffanlage zu ber-

gen, nachdem eine Naht an meiner Genua geplatzt und das Segel ins Wasser gerutscht war. An diesem Morgen fühlt es sich im Line-up einsam an; das Wasser, in dem es von Haien wimmelt, und das flache Riff kommen mir gefährlicher vor denn je. Während ich eine Welle nach der anderen vorbeistreichen lasse, laufen mir die Tränen übers Gesicht. Ich sehe zu, wie sie mir vom Kinn ins Meer tropfen.

Und im selben Moment entdecke ich etwas unter der Wasseroberfläche. Eine kleine Qualle. Und schlagartig ist Barry hier bei mir. Bei unserem letzten Treffen waren wir wie immer im Yachtclub in Santa Barbara essen, und er drückte mir ein Buch in die Hand, in dem eine kleine Quallenart mit Namen *Lizzia blondina* beschrieben war. Edward Forbes, Zeitgenosse von Charles Darwin und ebenso leidenschaftlicher wie humorvoller Biologe, hatte die hübsche kleine Wirbellose nach seiner Herzdame benannt. Darüber hatte Barry sich köstlich amüsiert und daraufhin die Seite für mich markiert.

An jenem Tag saß er im Rollstuhl, und nach dem Mittagessen habe ich ihn am Strand entlang über die Promenade geschoben. Vor uns zuckte eine riesige Sandfliege hektisch hin und her, weil sie den Rückweg in ihren eigentlichen Lebensraum nicht mehr finden konnte. Barry beugte sich vor, um das verirrte Tierchen in die richtige Richtung zu schubsen, doch noch ehe er etwas ausrichten konnte, schnappte ein Vogel sich das Insekt und verschlang es.

»Tja, wenigstens haben wir es versucht, Lizzy«, seufzte er. »Es kommt für uns alle der Tag, meine Liebe, an dem wir in den Kreislauf des Lebens zurückgeführt werden.«

Die kleine Qualle tänzelt und wirbelt direkt vor mir durchs Wasser. In diesen Breiten sind Quallen ein eher seltener Anblick, und eine solche Mini-medusa habe ich überhaupt noch nie mit eigenen Augen gesehen. »*Lizzia blondina* ...« Ich schmunzle in mich hinein. Irgendwas sagt mir, dass dieses kleine Wesen hier ist, um mir Trost zu spenden.

Mir kommen erneut die Tränen, als ich zu Barry sage, wie sehr ich ihn vermissen werde – sein Fachwissen, seine unermüdliche Unterstützung, seine kluge Einstellung zum Leben an sich. Seinen Witz, seine Weitsicht, den unermüdlichen Rückhalt, den er Menschen und Anliegen, an die er glaubte, entgegenbrachte. Sein Ansinnen, die Welt zu einem besseren Ort zu machen. Unsere Briefe, unsere Mittagessen. Ich erzähle ihm, dass ich ohne seine Weitsicht, seine Ermutigung und Großzügigkeit nie diejenige geworden wäre, die

ich heute bin. Die kleine Qualle bleibt die ganze Zeit in der Nähe, ihre Tentakel schweben neben mir her.

»Wie kann ich mich je bei dir bedanken?«, will ich von Barry wissen. »Ich frage mich oft, was aus mir geworden wäre, wenn wir zwei uns nicht kennengelernt hätten. Keine Ahnung, wie weit ich es bringe, aber ganz gleich, ob an Bord der *Swell* oder an Land: Du wirst jeden Moment bei mir sein. Danke, dass du an mich glaubst, Barry. Ich hab dich unendlich lieb.«

Sobald meine Ansprache an ihn verklingt, höre ich seine Stimme in meinem Kopf.

»Jetzt hör schon auf, kleine Lizzy. Das Vergnügen ist ganz meinerseits. Ich werde dir in den dunkelsten Nächten und an den stürmischsten Tagen zur Seite stehen. Mach einfach weiter so, du Mutige, und gib das Schiff nie auf!«

Vor mir hebt sich eine Welle dunkel aus dem Meer, und die kleine Qualle verschwindet in der Tiefe.

»Geh nicht ...«

Mein erster Impuls ist, ihr zu folgen, doch dann höre ich erneut Barrys Stimme: »Mein Mädchen, ich bin in deinem Herzen.«

Ich wende das Board und paddle mit einem Lächeln auf den Lippen und Tränen auf den Wangen auf die nächste Welle zu.

Freiwild?

Die Inseln dort draußen im weiten Meer tun mir gut – anders als gewisse anstrengende Männer. In letzter Zeit habe ich häufiger den Eindruck, als fänden Typen jeden Alters es völlig okay, mich richtig plump anzumachen. Ist das jetzt so, wenn man die 30 überschritten hat? Ich habe im Zuge meiner Reise schon mehrere Männer in ihre Schranken verwiesen, die aber immerhin eher in meinem Alter waren; doch das hier ist einfach nur noch absurd. Ein Franzose mittleren Alters läuft mir nach wie ein Hund. Ein achtzigjähriger Arzt erzählt allen, ich sei seine Freundin. Und das Lieblingsfanggebiet eines hiesigen Fischers scheint direkt bei meinem Boot zu liegen.

Ich habe die *Swell* eines Mittags kaum am Kai eines Atolls mit knapp 200 Einwohnern vertäut, als der bis zu den Zähnen bewaffnete französische Zoll auf mich zuhält. Sie lassen ihr Beiboot ins Wasser, und eine Handvoll

uniformierter Männer rast auf die *Swell* zu. Der Oberbefehlshaber höchstpersönlich kommt rüber und blafft mich auf Französisch an: »Was machen Sie hier? Dieses Dock ist für Fracht- und französische Zollschiffe reserviert.«

»Oh, tut mir leid, Sir«, erwidere ich. »Die Dorfbewohner meinten, das nächste Frachtschiff käme erst am Donnerstag ... Aber wir passen bestimmt beide hierher, wenn ich ein Stück vorfahre.«

»Wo ist Ihr Mann?«, will er wissen. »Er soll das Boot augenblicklich weg-bewegen!«

»Ich hab keinen Mann«, entgegne ich.

»Heißt das, Sie sind hier allein?«

»Ja, Sir.«

Er ist sichtlich verblüfft. Sein Gesichtsausdruck verändert sich erneut. »Ah, natürlich, Sie haben sicher recht«, säuselt er dann. »Wenn Sie ein Stück vorwärts fahren, dann passen wir nebeneinander.« Er gibt seinen Männern zu verstehen, dass sie die Leinen der *Swell* losmachen sollen, während ich per Motor gegen die Strömung fahre und das graue Boot hinter mir anlegt.

Dann kommt der Befehlshaber mit einem Klemmbrett in der Hand zurück. Ich laufe nach unten, um meine Papiere zu holen.

»Kommen Sie doch heute Abend zum Essen«, sagt er. »Und hier, meine Telefonnummer, rufen Sie an, wenn Sie das nächste Mal in Papeete sind, dann führ ich Sie mal schön aus.«

Ich bin es so leid, dass gewisse Männer mich als leichte Beute betrachten. Nicht umsonst ziehe ich weite Klamotten an und versuche, nach außen zu signalisieren, dass ich an Kontakt nicht interessiert bin. Aber oft genug kommt dieses Signal nicht an. Sowohl in der Werft als auch ein andermal in einer Marina bin ich schon aufgewacht, und von oben glotzte mitten in der Nacht ein Typ durch die vordere Luke auf mich herunter. Zum Glück habe ich sie beide von Bord jagen können.

Einige Tage nach diesem Erlebnis schreibt Rainui mir eine E-Mail: »Meine viermonatige Probezeit geht bald zu Ende. Was, wenn ich wieder zurückkäme? Würdest du es mit mir versuchen? Dürfte ich zu dir aufs Schiff ziehen – vielleicht würde es mit uns ja etwas werden?« Er erträgt den dortigen Winter nicht und kann auch die Vorgesetzten seiner Einheit nicht ausstehen. Seine Stimmung scheint am Boden zu sein. Angesichts seiner Fragen bin ich überrascht. Ich hätte nicht erwartet, dass er seine Meinung über die Armee derart radikal über den Haufen wirft.

Und irgendwie zögere ich. Ich bin in ihn verliebt, aber auf einem Boot zusammenzuleben und zusammen zu reisen erfordert ein anderes Maß an Intimität, und so gut kenne ich ihn nun auch wieder nicht. Allerdings lernt er schnell, er ist hart im Nehmen und ein Mann der Tat. Es würde zur nächsten interkulturellen Beziehungsprobe; andererseits mag ich die Polynesier – ihre entspannte Einstellung, ihre Großzügigkeit, ihre Verbundenheit mit der Natur. Sie gehen die Dinge langsam an. Sie respektieren ihre Wurzeln, sie leben im engen Verbund mit ihren älteren Verwandten und verstehen sich auf ein einfaches Leben. All das ist mir sympathisch. Und mit ihm diese entlegenen Atolle zu bereisen, würde so vieles einfacher machen. Sicherer. Und lustiger! Außerdem wäre mit gewissen lästigen Annäherungsversuchen endlich Schluss, und wer weiß, vielleicht würde es am Ende doch auf Dauer funktionieren?

Wiedersehen

Zwei Monate später sitze ich mit Rainui an Deck der *Swell* in einer kleinen Werft. Die Umstellung ist mir nicht leichtgefallen, aber jetzt ist er hier. Wir haben uns in Kalifornien wiedergesehen, nachdem ich die *Swell* aus dem Wasser geholt hatte und zu Barrys Beerdigung geflogen war; ich war unendlich froh, einen Weg gefunden zu haben, rechtzeitig dort zu sein, um meinem legendären Freund die letzte Ehre zu erweisen.

Einige Tage nach der Rückkehr zur *Swell* hatte ich erst eine schwere Ciguatera, nachdem ich verdorbenen Fisch gegessen hatte; natürlich musste sich die Vergiftung mitten in der Nacht bemerkbar machen, und prompt fiel mir wieder ein, wie Gaspar damals die Symptome geschildert hatte. Ich hatte zunächst nur leichtes Fieber und Halsschmerzen, aber noch während der ersten Nacht zudem heftigen Brechdurchfall; dann kamen ein merkwürdiges Kribbeln und Schmerzen in Armen und Beinen hinzu, als das Gift sich in meinem Körper ausbreitete.

Rainui war tagelang an meiner Seite, massierte mir die brennenden Muskeln, wenn die Schmerzen unerträglich wurden, und musste mich sogar auf den Abortimer in der Vorpiek setzen und festhalten, weil meine wackligen, schmerzenden Beine mich nicht getragen hätten. Natürlich bekam ich im selben Moment auch noch meine Periode ... Dass mein neuer Freund unter

diesen Umständen den Eimer für mich ausleeren musste, war umso grässlicher. Telefonisch holten wir den Rat eines französischen Arztes ein, der mir empfahl, Milch zu trinken, was mein Elend jedoch um Tage verlängerte. Eine alte Frau aus dem Dorf erklärte Rainui schließlich, dass tierisches Protein das Gift nur verstärke. Die beiden mischten für mich einen traditionellen Trunk aus Kokosmilch und Pandanenwurzel, den ich zweimal täglich drei Tage lang zu mir nahm.

Das ist jetzt knapp zwei Wochen her, und allmählich fühle ich mich wieder besser, obwohl das Kribbeln immer noch da ist und meine Haut sich merkwürdig heiß anfühlt, wann immer ich etwas Kaltes berühre. Aber ich komme wieder zu Kräften. Rainui baut unterdessen ein Regal für unsere Kochutensilien, Fächer für das Werkzeug und ein Klapp-Doppelbett, in dem wir nebeneinanderliegen können. Dank des Heilmittels der alten Frau kann ich endlich wieder Fisch essen, denn in diesem flachen Atoll aus Sand und Korallen gibt es ohnehin nicht viel anderes.

Sobald ich mich endlich fit genug fühle, lassen wir die *Swell* wieder zu Wasser und erforschen die entferntesten Winkel dieser Bilderbuchinseln.

Als ich zuletzt vor einigen Jahren in diesen Breiten unterwegs war, hatte ich nicht viele Gelegenheiten, die Lagunen ausgiebig zu erkunden. Bei all den unkartierten Korallenriffen kam mir das schlichtweg zu gefährlich vor – wenn der Wind da nur ein bisschen gedreht hätte ... Aber zu zweit funktioniert es wunderbar. Rainui sitzt oben im Mast und dirigiert mich zwischen den Riffen hindurch, und wir entwickeln eine eigene Technik, zeitweilige Ankerplätze zu improvisieren, damit die *Swell* hinter ansonsten eher heiklen Abschnitten des Riffs sicher ankern kann.

Wann immer die *Swell* hinreichend gesichert ist, gehen wir tauchen, surfen, an den weitläufigen weißen Sandstränden spazieren oder aalen uns in der Sonne. Doch selbst hier – weitab der Zivilisation – liegen überall Berge aus Plastikmüll zwischen dem Treibholz an der Flutkante: leere Shampoo-, Softdrink- und Ölfaschen, Feuerzeuge, Zahnbürsten, Styropor, haufenweise Leinen und alte Netze großer Fischtrawler, Baken und Bojen ... Hilflös stehen wir davor. Es ist mehr, als wir einsammeln könnten, und selbst wenn wir es schaffen würden – es gäbe nirgends einen Ort, um den ganzen Unrat zu entsorgen.

Rainui teilt meine Sorgen in Umweltfragen und ist sofort bereit zu versuchen, sich soweit möglich nur noch von dem zu ernähren, was wir um uns

herum fangen und ernten können. Wenn wir gerade nicht segeln, verbringen wir die meiste Zeit des Tages mit der Jagd: mit dem Angeln und Harpunenfischen ... Und wir achten darauf, dass wir nur Fisch essen, der sich von Plankton ernährt, damit uns keine neuerliche Ciguatera droht. Sobald irgendwo ein Riff besonders gesund und intakt ist, sind auch Haie nicht fern, sodass wir als Team zusammenarbeiten müssen – einer von uns fischt, während der andere im Dingi in der Nähe bleibt, damit wir unseren Fang schnell in Sicherheit bringen können. Als Duo fühle ich mich überdies sicherer, ich kann mich viel besser auf das Fischen konzentrieren und werde im Umgang mit der Harpune immer geschickter.

Und ich gewöhne mich daran, ein kurzes Gebet zu sprechen, wann immer wir ein Lebewesen töten müssen, um uns zu ernähren. Das Gefühl, kein Leben verschwenden zu dürfen, führt wiederum dazu, dass ich beim Kochen experimentierfreudiger werde. Es macht schlichtweg mehr Spaß, für zwei zu kochen als nur für mich allein, unsere Mahlzeiten werden förmlich zu Feiern, und die Zutaten sind heilige Ingredienzien.

Mittels eines Betttuchs fangen wir kleinere Köderfische, die mehrere Tage in Folge zu Tausenden ins seichte Wasser schwärmen. Abends suchen wir das Riff nach Hummern ab. Wir fangen auch Schalentiere und Seeigel – allerdings immer nur so viele, wie wir für unsere nächste Mahlzeit brauchen. Als pflanzliche Ergänzung zu unserem maritimen Speiseplan essen wir die Palmherzen junger Kokospalmen. Oft dürfen wir Kokosnüsse auf Ländereien von Inselbewohnern ernten oder mit ihnen jagen gehen – und bei der Jagd gucken wir uns viel von ihnen ab. Es ist fantastisch zu sehen, wie sie hier Rainui als einen von ihnen betrachten und alles tun, um sicherzustellen, dass es uns gut geht. Ein älterer Mann weist uns auf eine kleine Blattpflanze hin, die die Tuamotu wie eine Art Salat essen. Rainui knackt gekeimte Kokosnüsse und erntet das zuckerwattegleiche *Uto* im Innern, oder wir knabbern an jungen Palmtrieben. Wir raspeln reifes Kokosfleisch und pressen die süße Milch heraus, um sie zum Frühstück mit einem Spritzer Limette über rohen Fisch zu träufeln. Im Übrigen ist das Fleisch einer reifen Kokosnuss allein ein schlichter, magenfüllender Snack, wenn der Bauch anfängt zu knurren. Manchmal schneiden wir es auch in feine Streifen und braten es an.

Hier und da erbeuten wir in den Dörfern Bananen, Papayas oder Gemüse. Ich ziehe Linsen und Mungbohnen, stelle aus Milchpulver Joghurt her, backe

Brot, hole aber auch hier und da einen Beutel Reis oder Nudeln hervor, wenn uns der Sinn nach ein paar Extrakalorien steht.

Statt unseren Wasseraufbereiter einzusetzen, holen wir uns Wasser vom Festland, um die Tanks zu befüllen – wir dürfen uns aus den Regentonnen hilfsbereiter Einheimischer bedienen. Jeden Morgen springen wir über Bord, um die Ankerkette zu überprüfen, damit sie sich nicht um die Korallen wickelt. Instandhaltung, Segeln, Mahlzeiten – all das ist so viel einfacher, wenn vier statt nur zwei Hände anpacken. Indem wir Arbeiten gemeinsam verrichten und schlichte Freuden genießen, verliebe ich mich neu in das Leben an Bord. Durch Rainuis Enthusiasmus entdecke ich überdies kleine Dinge neu, die mit den Jahren zu Selbstverständlichkeiten geworden sind. Wir schlafen an Deck unter dem überwältigenden Himmel über dem Atoll. Der Große Hai, wie die Tuamotu die Milchstraße nennen, erstreckt sich majestätisch über uns. Eines Abends, als ich in Rainuis Armen liege, steht sogar ein Mondregenbogen am Himmel!

Gelegentlich entdecken wir Wellen, auf denen niemand sonst unterwegs ist, und gehen begeistert surfen, bis uns fast die Arme abfallen. An anderen Tagen gehen wir tauchen und in den fischreichen Pässen jagen und ernten die Strandkanten ab. Nach einer Weile fühle ich mich ebenso kraftvoll und wild wie die Umgebung.

Ich bin dankbar, wenn Rainui mir ritterlich beim Heben schwerer Dinge hilft, nicht nur aufgrund einer alten Knieverletzung, sondern auch, weil ich es spannend finde, die eher traditionelle Rolle der Frau auszutesten. Auch wenn ich mich schon vor Jahren mit meiner Weiblichkeit arrangiert hatte, habe ich mich als allein reisende Frau mitunter verletzlich gefühlt und daher gern eine gewisse Burschikosität an den Tag gelegt. Inzwischen jedoch fühle ich mich wieder wohl damit, den Pferdeschwanz ein bisschen höher zu tragen und aus den Tiefen meiner Wäschetonne auch mal einen Rock oder ein Kleid herauszuziehen. Endlich fühle ich mich auch in Kleidung wohl, die meinen Körper umschmeichelt, statt ihn zu verstecken.

Ich verändere mich nicht nur äußerlich – auch innerlich vollziehe ich einen Wandel: Ich verspüre nicht mehr dauerhaft das Bedürfnis, für alles allein verantwortlich zu sein. Ich war immer darauf bedacht, alles zu schaffen und mir selbst und anderen zu beweisen, dass ich zu den gleichen Dingen imstande war wie ein Mann; inzwischen muss ich nicht mehr in einem fort Stärke demonstrieren. Es reicht mir, dass ich mir meiner Stärke selbst bewusst bin.

Falsch verkabelt

Solange alles glattgeht, sind Rainui und ich ein fantastisches Team. Doch gegen Ende unseres dritten gemeinsamen Monats flackert bei ihm plötzlich etwas auf, oder vielmehr wird etwas rabenschwarz – wie bei einer Lampe mit einem defekten Kabel. Oder bei einem Kurzschluss. Er verstummt, ist komplett in sich gekehrt, und ich komme nicht mehr an ihn heran. Er erklärt mir, dass er Frauen gegenüber insgeheim ganz grässlich misstrauisch ist, weil seine erste Freundin ihn für seinen besten Freund verlassen hat – und stundenlang reden wir über seine Ängste. Ich versuche, ihn in Wort und Tat davon zu überzeugen, dass ich ihn aufrichtig liebe und mit ihm zusammenleben will. Wann immer in bestimmten Situationen seine Sorge neu getriggert wird, erzähle ich ihm in aller Ausführlichkeit, was ich aus meinen Büchern und Begegnungen gelernt habe: dass es hilft, im Hier und Jetzt präsent zu sein, positiv zu bleiben und sich auf die Liebe statt auf die Angst zu konzentrieren.

Manchmal legt sich dann bei ihm der Schalter sofort wieder um, und sein wunderbares, liebevolles, begabtes, humorvolles Ich kommt wieder zum Vorschein. Manchmal jedoch hält die Düsternis einen kompletten Tag lang an – oder auch zwei. Und jedes Mal scheint der Auslöser Eifersucht zu sein – oder auch die Angst, mich zu verlieren. Ich telefoniere immer seltener mit meinen männlichen Freunden. Ich ziehe wieder weite, unschmeichelhafte Sachen an. Wenn ich Rainui nur zeigen kann, wie sehr ich ihn liebe, fühlt er sich seiner selbst vielleicht ein bisschen sicherer.

Ein Teil des Problems ist aber auch, dass er kein eigenes Einkommen hat, und es bringt ihn um den Verstand, dass wir diese Reise allein auf meine Kosten fortsetzen. Ich erkläre ihm immer und immer wieder, dass seine Hilfe und Unterstützung natürlich auch dazu beiträgt, dass wir mit unserer Reise Geld verdienen – weil ich so mehr Zeit habe, Blogbeiträge und Artikel zu schreiben, Sponsoren zu kontaktieren und Fotos zu verkaufen. Abgesehen davon habe ich dank seiner Hilfe mehr Zeit, meine Schreibprojekte kreativer anzugehen, über Dinge nachzudenken sowie Yoga und Meditation zu betreiben. Ich bringe ihm bei, wie meine Kamera funktioniert, und er fängt an, Fotos für den Blog und für Sponsoren zu schießen. Er repariert, lackiert, schleppt Dinge von A nach B, fischt und kocht – trotzdem fühlt es sich für ihn nicht richtig an, dass er mit »meinem« Geld Spülmittel und Schiffsdiesel kauft.

Nachdem uns ein paar Freunde von der Insel gezeigt haben, wie man Kopra schneidet und trocknet, erreichen wir kurz darauf eine unbewohnte Insel, die sich dafür als geradezu perfekt erweist. Ich helfe Rainui, Kokosnüsse zusammenzutragen, er zerteilt sie und legt sie in der Sonne aus. Nachdem er sechs Jutesäcke mit getrockneter Kopra gefüllt hat, verkaufen wir sie gute 15 Seemeilen weiter an einen Frachter auf dem Weg nach Tahiti. Auf einen Schlag hat er damit 65.000 Francs verdient. Doch trotz eigenen Geldes in der Tasche kommt die Düsternis schon bald wieder zum Vorschein. Ich beschließe, seine schlechten Tage im Kalender zu markieren, um vielleicht auf ein Muster zu stoßen; ich will ihn beim besten Willen nicht nach Hause schicken, aber ein Leben an Bord kann zur Hölle auf Erden werden, wenn man sich den beschränkten Raum mit einem unglücklichen Menschen teilt, ganz gleich, wie paradiesisch die Umgebung sein mag.

Unterwassernachbarschaft

Ich bin zusehends in mich gekehrt. Bei unseren täglichen Anker-Checks übe ich, immer länger den Atem anzuhalten, mich mit unseren Unterwassernachbarn zu beschäftigen und mit der Wasserwelt eins zu werden. Vor einer Insel errichten wir einen Ankerplatz in einem kleinen scheinbaren Pass, und unter dem Kiel der *Swell* finde ich ein lebendes Wunderwerk vor. Jeden Morgen tauche ich durch die Sonnenstrahlen, die sich im Wasser brechen und die Myriaden unterschiedlichster Korallen beleuchten. Unsichtbare Wirbel tanzen um mich herum, während ich mich auf dem Grund am Anker festhalte.

Aus der Nähe wird der Detailreichtum nur umso größer. Ein blau gepunkteter Zackenbarsch kommt näher, um nach dem Rechten zu sehen – ernst wie der Türsteher vor einem Nachtclub. Gelbe Doktorfische schwimmen über das Riff und knabbern an den Algen wie Schäfchen am Weidegras.

»Rotfeuerfisch! Wie passt du mit deinen zarten Flossen bitte schön in dieses Loch?!« Er sieht aus, als steckte er in einem ziemlich unbequemen Halloweenkostüm. Ich spüre, wie sich mein Zwerchfell rührt, sehe noch kurz zum Anker und schieße dann zurück an die Oberfläche.

Ruhig, auf dem Wasser treiben, durchatmen, entspannen ... und dann wieder runter!

Eine Schule nervöser, schwarz gestreifter Makrelen nähert sich. Sie sehen aus, als wären sie gerade gemeinsam aus dem Gefängnis ausgebrochen. Ich greife nach unten und nehme einen Stein in die Hand. Die schüchternen roten Husarenfische bleiben lieber in ihren Höhlen, spähen aber mit einem runden, dunklen Auge neugierig zu mir heraus. Falter- und Halfterfische wetteifern im ewigen Schönheitswettbewerb und zeigen ihre Streifen und hübschen Flossen her. Seeanemonen strecken die Arme in die Strömung, und Korallen – weiche, harte, gefingerte, glatte, in allen Schattierungen von Lila bis Pastellgrün – liegen übereinander wie ein bunter Haufen schmutzigen Geschirrs in der Küchenspüle.

Meine Lunge brennt, und ich schieße erneut an die Oberfläche. Baby-Halbschnäbler wackeln zum Gruß gerade so außer Reichweite mit ihren langen, spitz zulaufenden Kiefern, während ich erst wieder zu Atem kommen muss. Von oben kann ich einen Barrakuda auf Beutezug herumstreifen sehen. Tief sauge ich Luft in meine Lungen und tauche wieder ab.

Ein Papageifisch mümmelt Korallen. Grundeln kauern auf ihren Brustflossen und stecken die Köpfe zusammen wie alte Klatschweiber. Wie ein angriffslustiger Clown tänzelt ein Drückerrfisch vorüber. Dann kommt ein Langhornkofferrfisch vorbei; er sieht aus, als hätte er gerade mit einem echt schlechten Haarschnitt den Friseursalon verlassen. In einiger Entfernung entdecke ich einen Napoleon-Lippfisch, den Kaiser unter den Fischen, der langsam und mit leicht dünnlichhaft geschürzten dicken Lippen auf mich zuschlingert. Über mir glitzert das Wasser. Ich spüre erneut, wie meine Lunge zu brennen beginnt, lasse es fürs Erste gut sein und schwebe durch einen Schwarm Langnasen-Nasendoktorfische, die mit ihren Hörnchen das Plankton im Wasser zusammentreiben, wieder nach oben in die oberen Strömungsschichten.

Tiefe Atemzüge. Der Körper fühlt sich runderneuert, der Geist zutiefst erfrischt. Ich klettere zurück ins Dingi, das am Heck der *Swell* befestigt ist, und mir schwirrt immer noch der Kopf von der schier unfassbaren Komplexität der Unterwasserwelt – von dieser überbordenden, zutiefst lebendigen Szenerie, die aus einem unvorstellbar ewigen evolutionären Finetuning hervorgegangen ist.

Nur was ist in hundert Jahren davon noch übrig? Überlebt dieses Ökosystem die Erwärmung der Meere, steigende Meeresspiegel, Überfischung und Verunreinigung? So fernab von allem anderen diese Inselchen liegen

mögen – mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter, wenn ich an die Folgen des Klimawandels denke, denen Korallen und Kokospalmen gleichermaßen unwiederbringlich zum Opfer fallen dürften. Die Bewohner dieser Atolle werden zwangsläufig umsiedeln müssen.

»Wenn die gehen, dann gehen wir auch«, sagt eines Tages eine betagte Tuamotu, als ich mich nach den kümmerlichen Kokospalmen auf ihrem Grundstück erkundige.

Napoleon-Not

Seit meiner ersten Passage zu den Atollen vor einigen Jahren hat sich einiges verändert. Die Einheimischen sind zu Wohlstand gekommen, weil sie inzwischen ihren Fisch an dichter bevölkerte Inseln verkaufen, die ihre Fischgründe bereits leer gefischt haben. Tag für Tag sehen wir, wie Tausende Kilo Fisch aus dem Meer gezogen oder per Harpune erlegt und anschließend in Kühlkisten gestopft und auf Frachtern oder im Flieger weitertransportiert werden. Die Einheimischen haben sich stabilere Häuser gebaut und für ihre Kinder Trampoline und Spielekonsolen gekauft – aber um welchen Preis?

Ich kann die »Tragik der Allmende« wenige Tage später mit eigenen Augen ganz konkret vor mir sehen: Während wir in der Nähe eines Dorfes vor Anker liegen, sehe ich einem Vater und seinem Sohn dabei zu, wie sie mit der Handleine Napoleon-Lippfische angeln. Einen Fisch nach dem anderen ziehen sie aus dem Wasser. Diese noblen Tiere, die gute zwei Meter lang und annähernd 200 Kilo schwer werden können, sind bereits jetzt hoch gefährdet und rund um bevölkerungsreichere Inseln schon komplett ausgerottet. Ihr Verschwinden wiederum befördert das Vordringen des Dornenkronenseesterns, der sich von lebenden Korallen ernährt und großflächig Riffgebiete vernichtet. Der Napoleon-Lippfisch ist einer der wenigen Raubfische, die den giftigen Seestern verzehren können.

Die Lippfische scheinen hier im Pass zu laichen. Vier Tage lang ziehen Vater und Sohn einen nach dem anderen aus dem Meer. Auf dem Rückweg von einem Tauchgang fahren wir bei ihnen vorbei, um Hallo zu sagen. Wie soll ich ihnen erklären, was sie gerade möglicherweise anrichten? Ich kann es nicht. Zum einen bin ich eine Fremde, zum anderen weiß ich schlichtweg nicht, ob sie das Geld vielleicht dringend brauchen. Auch ich muss –

wie sie – über die Runden kommen, und wer weiß schon, welche negativen Auswirkungen meine Handlungen haben? Während wir neben ihrem Boot hertreiben, ziehen sie drei wunderschöne Fische aus der See und heben dann die Bretter in ihrem Boot an, um uns acht bis zehn weitere zu zeigen, die sie bereits gefangen haben. Einer davon ist nicht mal dreißig Zentimeter lang. Ein alter Mann aus dem Dorf erklärt mir später, dass die beiden ihren Fang an ein Frachtschiff verkaufen – für umgerechnet einen Dollar pro Pfund.

Der Napoleon-Lippfisch geht mir den ganzen Tag nicht mehr aus dem Kopf. Ich habe im Studium gelernt, dass die größten Spezies innerhalb eines Ökosystems schon immer als Erste ausgerottet wurden; die anderen folgen, weil der Mensch ihnen als Nächste den Lebensraum zunichtemacht. Wenn ein Tier nicht essbar oder anderweitig von Nutzen ist, bulldozern wir seinen Lebensraum platt oder vergiften seine Gewässer. Das sechstgrößte Massenaussterben der Erdgeschichte ist erstmals menschengemacht.

Rainui und ich haben auf einer Insel nach der anderen beunruhigende Szenen mitansehen müssen. Einmal kamen wir von einem Atoll, in dem der komplette Fischbestand der Lagune mit Ciguatera verseucht war, weil eine Frachtladung mit chemischen Düngemitteln – die bei Regen über Nacht an einem Dock gelagert hatte – ins Meer geschwemmt worden war und in der Folge eine horrende Algenblüte verursacht hat, die wiederum im Fischbestand mit Ciguatera in Verbindung gebracht wird. Die hauptsächliche Nahrungsquelle der Inselbevölkerung fällt somit weg – und die örtliche Fischerei kommt komplett zum Erliegen.

Auch hier wird Napoleons Notlage schmerzhaft offenkundig. Dass wir keine Verbindung zu und keine Ehrfurcht mehr vor der ökologischen Ordnung auf dieser Erde haben, die unser Leben doch überhaupt erst möglich macht, erschüttert mich zutiefst. Jahrtausendlang wurde die natürliche Welt hier und überall sonst als dynamisches, in sich zigfach verzahntes lebendiges Gefüge angesehen, an dem der Mensch partizipiert – und nicht als Acker, der in erster Linie dazu dient, ausgebeutet zu werden, um die Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Die Inselbewohner jedoch, mit denen wir ins Gespräch kommen, scheinen zu glauben, dass sie keine andere Wahl haben: dass sie sich dem Wandel anpassen müssen – oder aber abgehängt werden. Wenn sie die Fische nicht fangen, um sie zu verkaufen, dann tut es eben ein anderer.

In dieser Nacht sitze ich im Bug der *Swell* und blicke zum Großen Hai empor, der sich über den Himmel erstreckt. Und mit einem Mal fange ich an zu weinen. Erst kommen die Tränen um Napoleons willen, dann ob der übrigen Riffische, die Napoleon folgen werden. Ich weine angesichts kommender Generationen, die einen Napoleon-Lippfisch womöglich nur noch von Fotos kennen werden, und angesichts all der Kinder – nicht nur auf dieser winzigen Insel, sondern auf der ganzen Welt –, die unsere kurzsichtigen Entscheidungen werden ausbaden müssen.

Tags darauf marschiere ich in die örtliche Grundschule und frage nach, ob ich dort vielleicht einen kleinen Vortrag über meine Reise und Umweltfragen halten darf. Mein Angebot stößt auf Begeisterung. Am nächsten Tag habe ich eine Tüte voll Abfall unterschiedlichster Art dabei und erkläre den Schülerinnen und Schülern, wie lang was braucht, bis es sich zersetzt hat. Wir sprechen über Plastikmüll und die Auswirkungen auf die Wasserwelt, und ich erkläre ihnen anhand meiner Reiseroute, wohin die Strömung und der Wind das Plastik im Meer verteilen. Von der Begeisterungsfähigkeit der Kinder bin ich hingerissen. Als ich die Klasse verlasse, habe ich Hoffnung geschöpft und nehme mir fest vor, solche Vorträge auch in anderen Schulen auf anderen Inseln zu halten.

Einfach göttlich

Wir sind mittlerweile seit fast fünf Monaten hier auf den tief liegenden Atollen, haben nur sporadisch Zugang zu Internet und Telefon, aber körperlich sind wir in Topform.

Wir haben auf warme Duschen verzichtet, auf schicke Supermärkte und feine Schokolade, und hier kommt auch kein endloser Wasserstrom aus dem Wasserhahn. Die Verpflegung und der Komfort sind bescheiden, aber seelisch geht es mir erstaunlich gut.

Überraschenderweise hat uns der tägliche Energiebedarf – für die Kühlung, für Licht, für den Rechner, Musik und die Wasserpumpe –, keine vier Liter Sprit gekostet. Auf den Atollen gibt es keine Berge, hinter denen die Sonne verschwinden könnte oder die den Wind fernhalten würden, sodass die Solaranlage und der Windgenerator immer voll aufgeladen sind. Wir sammeln Regenwasser und waschen unsere Kleidung mit der Hand.

Es ist ein karges Leben und harte Arbeit, doch dieser bescheidene Lebensstil fördert Dankbarkeit selbst für die kleinsten Dinge. Wenn wir uns um nichts Gedanken machen müssen, wenn uns unendliche Optionen offenstehen, glaube ich, ist es viel schwerer, einen bestimmten Luxus oder das Besondere richtig zu genießen. »Es ist wichtig, Bedürfnisse von Wünschen zu unterscheiden«, hat Barry immer gesagt. Luxus spielt in der westlichen Welt eine große Rolle, dabei kommt mir zu viel Komfort immer wie eine Verhöhnung vor; und nur im Kontrast, indem man den Mangel spürt, entwickelt man wahre Wertschätzung.

Nach einem Tag auf See einen sicheren Ankerplatz zu finden, einen selbst gefangenen Fisch zu genießen, eine richtige, echte Dusche, in frischer Bettwäsche zu schlafen, das unverhoffte Entgegenkommen eines Fremden, eine surftaugliche Welle – hier draußen sind es derlei einfache Dinge, die unermessliche Dankbarkeit in mir hervorrufen. Das nächtliche Mondlicht auf dem Wasser stellt meines Erachtens das Glitzern jedes Diamanten weit in den Schatten.

Im Vergleich dazu ist es mit Rainui alles andere als einfach. An manchen Tagen bringt er mich an den Rand der Verzweiflung, setzt mir verbal hart zu und verhält sich mir gegenüber so unfair, dass ich aus der Haut fahren könnte. Ich kann ihm ansehen, dass es ihm Spaß macht, wenn ich mich aufrege, als wäre dies ein Beweis meiner Leidenschaft. Aber manchmal muss ich schlichtweg das Boot verlassen, sobald wegen seiner Launen in der Kajüte dicke Luft herrscht.

Ich versuche zu meditieren, weine auch mal, aber meistens sitze ich einfach nur stumm im Sand der Lagune oder an einem Riff und sehe den Tieren in der Nähe zu: den Einsiedlerkrebsen, Bienen, Ameisen, Seeschwalben, den Fischen im seichten Wasser. Den Fliegen, Mücken, Garnelen, Spinnen, den Bäumen, den Kletterpflanzen, den langbeinigen Wasserläufern. Nach und nach dämmert mir, dass sie alle eine Botschaft an mich aussenden: Ich soll Geduld haben, hart arbeiten, Ausdauer an den Tag legen, entschleunigen, entspannen, loslassen, innehalten oder einen abstrakteren Blickwinkel einnehmen. Sie erinnern mich wieder daran, dass das Drama in meinem Leben gerade nur eins von Millionen Lebensdramen ist, die zeitgleich auf dieser Erde stattfinden. In der Nähe all dieser Tiere und Pflanzen fühle ich mich weniger allein. Ich höre eine stimmlose Stimme, die mir einflüstert, dass das Hier und Jetzt eine Kostbarkeit ist.

Seeigel winken in der Riffströmung mit ihren Stacheln. Fliegende Fische schießen durch die Oberfläche und jetten hundert Meter weit mit im Abendlicht golden leuchtenden Schwingen über das Meer. Ein Baby-Buckelwal kommt in der Nähe zum Luftschnappen hoch. Fregattvögel kreisen und kreuzen in den Böen. Haie patrouillieren gegen Sonnenuntergang durchs flache Wasser, und dahinter tanzen die Palmwedel unaufhörlich im Wind.

Ich weiß auch nicht, was genau dahintersteckt, aber der direkte Kontakt mit der wilden Tier- und Pflanzenwelt ist für mich regelrecht »nahrhaft«. Vielleicht ist es ja dieser Effekt, den andere in einem Gotteshaus oder bei der Betrachtung von Kunst verspüren. Ich fühle mich von der Reinheit, der unergründlichen natürlichen Intelligenz wie magisch angezogen. All diese vermeintlich vereinzelt und getrennt voneinander existierenden Teile, die sich doch zu einem großen Ganzen zusammenfügen – die Rhythmen, die Extreme, Schatten und Licht, Klarheit und Chaos, Anfang und Ende ... Ich erkenne in der Natur Strukturen wieder, die ich aus meinem eigenen Innern kenne, und ahne, dass die Natur und ich eins sind. *Namaste!*

Auch für Barry hatten unentdeckte Orte und die Lehren, die man ihnen entnehmen kann, einen höheren Wert. So oft er konnte, hielt er sich in der freien Natur auf. Und genau wie er liebe ich es, das Wasser, Pflanzen und Tiere in ihrem wilden, ursprünglichen Zustand zu sehen – so, wie auch ich selbst am liebsten bin. Die Natur ist perfekt. Sie ist göttlich. Und anzuerkennen, dass in der Natur alles – auch der Mensch – voneinander abhängig ist, bedeutet irgendwie auch, Teil dieses großartigen, unerklärlichen, wunderbaren Ganzen zu sein. Wir alle sind vom selben unendlichen Geist beseelt, schöpfen aus derselben Quelle, aus Gott, Jahve, Allah, Mana – die alles miteinander verbinden.

Nur wenn wir dies alles als heilig betrachten können, haben wir möglicherweise noch eine Chance, diesen Planeten zu retten. Und auch die persönliche, individuelle Heilung trägt dazu bei. Barry hat in seiner letzten Nachricht erwähnt, inwieweit Öko-Technologien so viel gesündere, heilsamere Möglichkeiten eröffnen könnten, unseren Planeten zu bewahren und zugleich halbwegs einen modernen Lebensstil aufrechtzuerhalten. Elektroautos sorgen für sauberere Luft, nachhaltige Konzepte wie etwa die Permakultur-Bewegung oder Urban Gardening ermöglichen die Produktion von Lebensmitteln ganz ohne den Einsatz von Agrochemikalien. Wir müssen auf Wind- und Solarparks setzen, auf Biokunststoffe, umweltfreundlicheres

Bauen und saubereres Wohnen. Ein von Empathie getragenes Engagement für sämtliches Leben auf dieser Erde verbessert nicht nur die Lebensbedingungen für alle, sondern verleiht unserer Existenz auch mehr Sinnhaftigkeit.

Als ich mir all diese Heiligkeit um mich herum ansehe, beschleicht mich ein Gedanke: Wer nie ein solch unmittelbares Erlebnis der Weite, der Wildnis von Flora und Fauna hat, wer Natur und Tiere nur durch einen Fernseher oder mittels des eigenen Haustiers kennenlernt, der wird womöglich auch kein Bewusstsein dafür entwickeln, dass Natur *echt* ist, der wird sich nicht darum kümmern, ob sie weiter existiert oder nicht. Wir riskieren, den Sinn dafür zu verlieren, und setzen einen lebenswichtigen Teil von uns selbst und das vitale Erlebnis einer unvergleichlichen Zusammengehörigkeit aufs Spiel.

»Gott« ist für mich nicht mehr nur ein abstraktes, mysteriöses Konzept. Ich spüre das Göttliche in mir und sehe es, wann immer mein Blick die Weite sucht.

Beutefrühstück

Die Zyklonzeit steht bevor, und wir machen die *Swell* wieder flott, um in Richtung Norden und in die sicheren Breiten des *Land of the People* zu segeln. Nach einer achttägigen, anstrengenden Passage zu dem bergigen Archipel, den ich mit Mom besucht habe, arbeiten Rainui und ich uns zuallererst in eine unbewohnte Bucht vor, wo wir unsere Sachen trocknen, uns erholen und neue Pläne schmieden. Es überrascht mich jedes Mal wieder, wie schnell eine schwierige, anstrengende Passage vergessen ist, sobald Land in Sicht ist.

Die Kliffe rundum, das weitläufige Tal und das Echo des Meckerns junger Ziegen am Fels überwältigen unsere Sinne. Wann immer wir an den Strand fahren, um uns die Beine zu vertreten und die Gegend zu erkunden, machen wir reiche Ernte, und die Einheimischen aus dem nächsten Dorf versichern uns ein ums andere Mal, dass wir uns selbstverständlich an den wild wachsenden Früchten bedienen dürfen. Nach Monaten auf Inseln, auf denen von tropischer Üppigkeit keine Rede sein konnte, kommen die wilden Orangen, die Papayas, Mangos, Limetten, Kürbisse, die roten Bananen, Grapefruits, Guaven, selbst die Wasserbrotwurzel und Süßkartoffeln süßesten Köstlichkeiten gleich. Wir sitzen im Schatten eines reich tragenden Mangobaums im

Tal und stopfen uns mit dem goldgelben Fruchtfleisch die Bäuche voll, bis sie wehtun, nur um uns anschließend im kühlen Flusswasser wieder in die Bucht treiben zu lassen.

Abgesehen von all den essbaren Genüssen und der atemberaubenden Szenerie hängt unverkennbar Tragik in der Luft: Wo man auch hinsieht – Spuren und Überreste jener alten Zivilisation, die sich einst hier zur Blüte entwickelt hat. Steinerne Fundamente von Häusern säumen den Fluss bis zu den hinteren Ausläufern des Tals. Die frühen Polynesier, die hier lebten, waren talentierte Steinmetzen. Bei meiner ersten Reise zu diesen Inseln hat Hivas Vater mir erzählt, dass hier im *Land of the People* schätzungsweise 100.000 Menschen lebten – bis die Bevölkerung dramatisch zurückging.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahmen die Franzosen die Inseln gewaltsam in Besitz – ganz ähnlich wie die europäischen Siedler, die den indigenen Völkern Nordamerikas unbegreifliches Leid antaten. Eingeschleppte Krankheiten rafften die Inselbevölkerung dahin; trotz zahlreicher Bitten von Ausländern, die zu dieser Zeit bereits hier ansässig geworden waren, verweigerte Frankreich der indigenen Bevölkerung – den »Wilden« und »Kannibalen« – jede medizinische Hilfe. Aber was bitte schön ist barbarischer: hier und da einen Menschen zu opfern oder ein ganzes Volk mit bis dato unbekannten Krankheitserregern zu infizieren und krepieren zu lassen? Bis 1925 waren nicht mal mehr 2.000 von ihnen übrig. Inzwischen verlassen die Nachkommen dieser Überlebenden nicht selten isoliertere Täler wie dieses und ziehen dorthin, wo es Schulen gibt, Geschäfte, Importwaren und Arbeit.

Wir machen ein bisschen Inselhopping, bis uns eines Tages nach einem Plausch ein älterer Mann den Namen einer Bucht aufschreibt.

»Da wird es euch gefallen«, sagt er mit einem überzeugenden Lächeln und drückt mir den Zettel in die Hand. Eine Woche später sind wir vor Ort. Es handelt sich um eine tief ins Land eingeschnittene Bucht mit Wellen aus zwei Richtungen, einem großen Kopra-Trockenareal – perfekt fürs Yoga! – und sogar einer richtigen Dusche mit Frischwasser. Rundherum reich bewachsene Berge und eine beschauliche Strandsiedlung. Kinder laufen uns bei unseren Erntestreifzügen an den Berghängen hinterher, wir nehmen sie mit hinaus und schieben sie in die Wellen, sobald die Surfbedingungen stimmen. Wir pflücken Brunnenkresse in den Bächen, gehen surfen und bodysurfen, fahren raus zum Fischen, springen von den Klippen und freunden uns mit einheimischen Familien an. Sie bringen uns bei, wie man bestimmte

traditionelle Köstlichkeiten kocht und Palmwedelhüte webt. Rainui geht mit seinen neuen Freunden Wildschweine und Ziegen jagen, während ich nach einer Vormittagssession in den Wellen die Ruhe in unserer Pantry genieße, Obst auspresse, Marmelade koche, Gemüse einlege, Keimlinge ziehe und backe.

Nach einem guten Monat vor Anker haben wir zusehends mehr über diese Buchten, Berge, Bäume und Felsen gelernt. Wie mir scheint, habt die einheimische Pflanzen- und Tierwelt in indigenen Kulturen weltweit immer eine große Rolle gespielt – doch inzwischen haben die meisten von uns nicht mal eine Ahnung, dass sie von einheimischen Pflanzen keine Ahnung haben. Ich frage mich, was diese Entfremdung von unserer Umwelt für Auswirkungen hat. Sind es die Angsterkrankungen und Depressionen, an denen immer mehr Menschen leiden? Oder werden deshalb immer mehr Menschen chronisch krank und greifen zu chemischen Hilfsmitteln?

Rainui und ich ziehen auch hier nicht mit einer Einkaufsliste los. Stattdessen durchstreifen wir die Hänge und sind dankbar für alles, was die Erde uns bietet. Die Schönheit und die Überraschungen, die uns dort erwarten, führen dazu, dass ich allmorgendlich regelrecht aus dem Bett springen will. Und auch Rainuis Stimmungsschwankungen scheinen abzuebben. Das Sammeln und Ernten an sich muss einen beruhigenden Effekt haben. Sei es klebriger Saft an den Fingern, zu wissen, wann welche Frucht erntereif ist, der Adrenalinkick, wenn ich mich auf einem Ast ausstrecke, um noch diese eine reife Mango zu erwischen ... Ich sehe meine Nahrung live und in Farbe vor mir, statt sie hoch verarbeitet aus einem Supermarkt zu tragen. All das führt mir vor Augen, welche komplexen Prozesse und täglichen Wunder geschehen, noch ehe ich den ersten Bissen nehme – und diese Wertschätzung scheint in unsere Mahlzeiten einzusickern. Egal, was wir essen – es nimmt immer neue, immer üppigere Dimensionen an.

Während eines Nachmittagsausflugs lernen wir Mami Faatiarau kennen, eine tapfere 79-Jährige, die mit ihrem körperbehinderten Enkel im verwaisten Tal einer der Nachbarbuchten wohnt. Sie selbst ist topfit und rüstig, geht immer noch auf Wildschweinjagd, züchtet Ziegen, sammelt Schalentiere, erntet ihr eigenes Obst, kocht in einem traditionellen Erdofen und geht die dreizehn Kilometer zum nächsten Dorf und zurück zu Fuß. Vielleicht sollten Ärzte gegen unsere modernen Zivilisationskrankheiten viel häufiger frische Luft und Bewegung in der Natur und im eigenen Garten verschreiben?

Je länger wir in der Bucht vor Anker liegen, umso dicker wird die Algen-schicht, die sich über die Ankerkette legt. Schon bald hat die *Swell* unter ihrem Kiel ein ganz eigenes kleines maritimes Ökosystem entwickelt. Garnelen, Krebse, Algen, kleine Jungfische, ein Seepferdchen, Fischschwärme in Kugelformation, Thunfischschulen, sogar eine Teufelsrochenfamilie beim Sonntagsausflug – all das gibt uns das Gefühl, Teil dieser Unterwasserparty zu sein.

Hin und wieder wachen wir von einem Schlag auf, wenn ein Thunfisch oder ein anderer Spitzenräuber seine Beute vor dem Rumpf der *Swell* so sehr in Hektik versetzt, dass sie aus dem Wasser schnellt und auf dem Deck landet. Ich renne dann immer sofort los, um mir die sich windenden Fische zu schnappen und sie anschließend mit einem Küsschen zum Dank, dass sie für uns ihr Leben lassen, zum Frühstück in die Pfanne zu hauen.

Jesus als Keiler

Eines Tages sind wir auf einer östlichen Landzunge unterwegs, wo wir zuvor nie gewesen sind. Ich genieße die saubere, duftige Luft und danke den Bäumen für den Schatten, den sie uns spenden. Ich hänge einem Tagtraum von Guaven und Sternfrüchten nach, als mein Blick mit einem Mal am Wegrand hängen bleibt – dort steht ein alter, verfallener Unterstand aus Holzbrettern und einem rostigen Blechdach. Ich schlendere darauf zu und spähe neugierig ins Innere – und stehe einem ausgewachsenen, drahthaarigen, dünnen Schwein in einem Käfig gegenüber.

Ebenso erschrocken, wie ich es bin, springt es auf die Beine, und uns beiden entschlüpft ein Quieken. Dann mache ich einen Schritt auf das Tier zu – und es tut es mir gleich, schiebt die Schnauze zwischen die Gitterstäbe und grunzt aufgeregt. Es hat eindeutig Hunger. Ich sehe mich nach einer nahegelegenen Hütte oder dem Besitzer um – vergebens. Der Keiler sieht mich unverwandt an; er hofft inständig, dass ich ihn füttere. Ich muss ihm erklären, dass wir gerade erst losziehen, dass ich ihm aber auf dem Rückweg etwas zu fressen mitbringe. Sein Grunzen verstummt. Eine gefühlte Ewigkeit lang blicken wir einander in die Augen.

Ich sehe ihm an, dass er leidet. Er braucht Futter, Liebe und Freiheit. Und mit einem Mal überwältigen mich die Gefühle. Dieses Tier hat keine Stimme

und ist vollkommen verzweifelt, und es fleht mich mit dem Blick an, irgend-etwas zu tun ... Ich bin komplett hilflos. Ich rufe nach Rainui.

»Können wir ihn nicht befreien? Haben wir gar nichts dabei, womit wir ihn füttern könnten?«

»Er gehört uns nicht. Wir kriegen bloß Ärger, wenn wir ihn aus dem Käfig lassen«, ruft Rainui zurück. »Es könnte immerhin irgendwer hier sein, der uns beobachtet. Ist doch okay, wir bringen ihm auf dem Rückweg ein paar Früchte vorbei.«

Nein, es ist *nicht* okay. Der Keiler sieht mich weiter unverwandt an, und in seinem Blick liegen Tiefe und Nachdruck. Ich weiß auch nicht, warum, aber urplötzlich muss ich an Jesus denken. Der hatte an seinem Kreuz in meiner katholischen Highschool genau denselben Blick. Hab Erbarmen mit mir. Wie können wir Menschen bei Tierleid einfach wegschauen? Wie können wir derlei Geschöpfe behandeln wie Eigentum? Es ist doch offensichtlich, dass sie genau wie wir Gefühle haben und Schmerzen empfinden. Es schnürt mir die Kehle zu angesichts der Notlage des Keilers und all der anderen Tiere, die auf dieser Erde in Käfigen gehalten und ausgebeutet werden, nur damit wir Menschen etwas zu essen haben! Selbst wenn sie nicht isoliert und beengt weggesperrt werden, sondern auf einer Weide stehen, haben sie nie die Möglichkeit, Freiheit zu empfinden.

Als ich weitergehe, fühlt es sich an, als hätte ich einen Schlag in die Magen-grube kassiert. Als hätte ich in all den Jahren, in denen ich Fleisch gegessen und Milch getrunken habe, zu Folter und Leid beigetragen, ohne es zu wissen. Hunderte Male habe ich Tiere in Käfigen kauern sehen und Mitleid mit ihnen gehabt, aber nie wie jetzt gerade ... Ich muss immer zu sehr mit mir selbst beschäftigt gewesen sein, um meine Aufmerksamkeit wahrhaft nach außen zu richten – doch dieses Mal war die Botschaft unmissverständlich und klar. *Ich habe soeben Jesus in Gestalt eines schwarzen Keilers gesehen.*

Die Schattenseite

In fast schon regelmäßigen Abständen macht sich Rainuis düstere Stimmung wieder bemerkbar. Sobald ich mich nicht den hiesigen Normen entsprechend verhalte, blitzt die Eifersucht durch: wenn ich beispielsweise den Blick nicht niederschlage, während ich einem Mann die Hand schüttele, oder zu jeman-

dem vermeintlich zu freundlich bin. Und es wird von Mal zu Mal extremer. Bei einer grässlichen Gelegenheit hat ein älterer Mann mich am Hintern berührt, und Rainui gibt mir dafür die Schuld, wird wütend und aggressiv. »Ich liebe dich einfach zu sehr«, brüllt er mich an und boxt auf die Wände ein, dass ich vor Angst erzittere.

Ich ahne, dass der Moment gekommen ist, da ich mich von ihm trennen muss. Das Problem ist nur: Wie bekomme ich ihn hier von Bord? Ich habe hier nicht die Unterstützung, die ich dringend bräuchte. Gegenüber unseren hiesigen Freunden ist er überaus charmant; ich fürchte, sie würden mich gar nicht verstehen, wenn ich sie um Hilfe bäte. Zu allem Übel sind der Autopilot und die Windsteueranlage der *Swell* kaputtgegangen. Der Autopilot ist eine komplizierte Angelegenheit, und für Monita brauche ich eine Feder, die wir hier nicht bekommen. Ohne diese beiden Hilfsmittel kann ich die zighundert Seemeilen zurück nach Tahiti wohl kaum allein segeln, also muss ich geduldig bleiben, versuchen, ihn in Sicherheit zu wiegen, und es aussitzen.

Allerdings brechen sich der Stress und die Besorgnis in Gestalt von Verletzungen, Erkrankungen und anderen unglücklichen Ereignissen Bahn. Meine Fußsohlen sind in einem erbärmlichen Zustand. Ich kann nicht mehr schmerzfrei barfuß laufen. Mein rechtes Knie ist seit einer früheren Verletzung immer noch nicht stabil, und dann kracht mir auch noch mein Surfboard ins Gesicht, mein großer Zeh infiziert sich, als ich mir einen winzigen Splitter eintrete, und um das Fass zum Überlaufen zu bringen, handle ich mir im linken Spann eine Zerrung ein – ironischerweise weil ich beim Meditieren zu lang im Lotossitz verharret habe. Eines Nachts wache ich auf, weil ein 15 Zentimeter langer Hundertfüßer über meinen nackten Bauch tippelt; der muss in einer Tasche oder in einem Büschel Bananen mit an Bord gekommen sein. Die gruselige Kreatur verschwindet hinter dem Dieseltank, bevor ich sie einfangen kann.

Von Sternen und Sternbildern

Sobald die fünfmonatige Zyklonzeit sich dem Ende zuneigt, arbeiten wir uns an der satt grünen Inselkette entlang in südliche Richtung. Bei unserem vorerst letzten Halt ernten wir hinreichend Obst, um genug Proviant für die gut zweihundert Seemeilen weite Überfahrt zu dem winzigen Atoll zu haben, auf

dem Rainuis Vater aufgewachsen ist. Rainui will dort diverse Tanten, Onkel und Cousins kennenlernen, die sich über knapp einhundert Kilo Bananen, Limetten, Mangos, Papayas, Sternfrüchte und Taro freuen dürfen. Wegen des unsicheren Ankerplatzes können wir allerdings nicht lang bleiben und segeln weiter.

Mit dem Wind im Rücken wird es ein angenehmer Törn. Wir hätten auch irgendwo warten und die Ersatzteile für den Autopiloten und die Windsteueranlage bestellen können, aber ich ziehe es vor, per Hand weiterzusteuern, um den Schritt in die Freiheit nicht länger als nötig hinauszuzögern. Wir kommen gut voran – machen fast 900 Seemeilen in weniger als zwei Monaten bei nur vier Zwischenstopps.

Dass ich am Steuer stehen muss, hat gleich mehrere Vorteile. Zum einen spüre ich mit den Händen am Steuer jeden Windstoß, sehe jede vorbeiziehende Wolke, jede Welle, die sich aufbaut und die die *Swell* und ich anschließend hinuntersurfen. Ich weiß genau, wie ich ihre alten Segel setzen muss, und lerne sie Tag für Tag noch besser kennen. Außerdem werde ich, indem ich sie Meile um Meile durch die sich stets wandelnde See steuere, zum aktiven Teil dieses Schauspiels. Sobald eine Welle unter uns hinwegrollt, drehe ich das Steuer nach rechts oder links, und während der langen Stunden am Steuerrad werden meine Arme immer muskulöser. Ich lasse den Blick über das Meerespanorama schweifen: Es verändert sich sekundlich und ist doch immer gleich faszinierend. Ich folge den Babywellen an der Oberfläche, den Teenies, die sich immer größer machen und ihren Kumpels hinterhereilen – bis sie mit einem Mal alle von einer noch viel größeren Welle überrannt werden und in der gurgelnd weißen Gischt verschwinden.

Im Lauf eines Tages machen sich Stunde um Stunde andere Einzelheiten bemerkbar. Mit dem sich verändernden Stand der Sonne glitzern ihre Strahlen auf dem Wasser und in den Wolken anders. Sonnenauf- und -untergang sind konkurrenzlos, aber die frische Vormittagssonne ist kraftspendend, die hohe Mittagssonne in ihrer Brillanz einfach nur bewundernswert, und die Gelbtöne der Nachmittagssonne beruhigen und zeugen bereits vom zur Neige gehenden Tag. Wenn auch das letzte Glühen verschwindet, segeln wir plötzlich durch einen grenzenlosen Himmel – der immerwährend ist und unübertrefflich, unendlich und mysteriös, und der mich daran erinnert, dass ich – ganz gleich, wie viel ich zu wissen glaube – in Wahrheit nur wenig weiß.

Ich decke das GPS ab und übe das Steuern nach den Sternen, richte Mast und Fallen nach ihnen aus: nach dem Stier, nach Herkules, nach den Plejaden, nach der Nördlichen Krone oder dem Skorpion (der aussieht wie ein Angelhaken) – nach eben dem Sternbild, das sich gerade anbietet. An bedeckten Abenden sind meine herrlichen himmlischen Richtungsweiser mitunter nicht zu sehen, dann steuere ich anhand des Winkels, in dem der Wind die Wellen vor sich hertreibt, und werfe hier und da einen Blick auf den Kompass – und natürlich auch, wenn ich mir unsicher bin. Sobald der Wind nachlässt, lehne ich mich zurück, steuere mit den Füßen und halte nebenbei Ausschau nach Sternschnuppen. Wenn die Müdigkeit mich überkommt, tauschen Rainui und ich die Plätze.

Sowie ich mit dem Kopf für zwölf Stunden am Tag nur mit dem Segeln beschäftigt bin, wächst mein Respekt für die frühen polynesischen Seefahrer und ihr tiefes Verständnis für das Meer, den Himmel und die Kräfte des Universums ins Unermessliche. Diese Meister steuerten in hochseetauglichen Doppelkanus über den Pazifik und hatten nur den Himmel als Seekarte dabei.

Es ist traurige Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet die Nachkommen jener weltbesten Entdeckungsreisenden zu Wasser sich heutzutage fast komplett von ihrer traditionellen Art des Reisens entfremdet haben. Zwar sieht man in der Region inzwischen wieder Kanusegelboote, doch die Mehrheit der Bewohner kann heute nicht mal ihre Heimatinsel verlassen, es sei denn, sie können sich ein Flugticket leisten oder heuern auf einem Frachtschiff an – was kaum die Möglichkeit eröffnet, einen neuen Blickwinkel einzunehmen und Stolz auf das eigene ozeanische Erbe zu entwickeln. Ich hoffe inständig, dass wir diesbezüglich einem Revival entgegenblicken. Bei einer Seereise die eigenen Stärken auszutesten, indem man Kurs aufs Unbekannte hält, ermöglicht einem, Selbsterkenntnis, Weisheit und Ehrfurcht vor dem Leben zu erlangen.

In meiner Vorstellung haben jene Navigatoren-Urahnen gelernt, voll auf ihre Intuition zu vertrauen. Den Naturgewalten ausgeliefert zu sein, muss doch dazu führen, mit jeder Faser des Körpers den Sinnen zu folgen. Wann immer ich keinen Reiseführer zur Hand habe, nicht auf Google zurückgreifen kann und auch sonst keine Ahnung habe, was ich tun soll – sowohl an Bord als auch an Land –, versuche ich, mich von meinem emotionalen Kompass leiten zu lassen. Und sobald ich meinen Verstand halbwegs zum

Schweigen bringen kann und auch jedwedes avisierte Ziel beiseiteschiebe, tritt mit einem Mal etwas Tieferes zutage: Da spricht plötzlich eine innere Stimme – dieselbe Stimme, die mit dem Allwissen, dem Universalwissen verbunden ist –, und verdammt, ist diese Stimme klug!

Aber selbst wenn ich ihr nicht folge, versichert die Stimme mir, dass in der Ewigkeit nichts ein Fehler sein kann, dass wir die Sterne in uns tragen und irgendwann immer alle nach Hause finden.

18.685 Seemeilen geschafft

Wir danken folgenden Verlagen für die freundliche Abdruckgenehmigung der Zitate:

S. 119: Textauszug aus Jack Kerouac: Gammeler, Zen und hohe Berge. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1971, Deutsch von Werner Burckhardt (neu durchgesehen und überarbeitet von Michael Kellner. 4. Auflage 2019; © 1963/2010 by Rowohlt Verlag GmbH), S. 180

S. 226: Textauszug aus Herman Melville: Moby Dick. insel taschenbuch (Nr. 4539, 7. Auflage), S. 88; © Aufbau, Berlin 1956, Deutsch von Alice und Hans Seiffert.

Text © Liz Clark

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Swell – A Sailing Surfer's Voyage of Awakening« bei Patagonia Books, Patagonia Inc., Santa Clara.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage

ISBN 978-3-667-11982-7

© Delius Klasing & Co. KG, Bielefeld

Aus dem Englischen von

Leena Flegler

Lektorat: Birgit Radebold

Coverfoto: Adrian Midwood

Umschlagrückseite: Bianca Lazarus

Illustrationen: Daniella Manini

Umschlaggestaltung: Felix Kempf,

www.fx68.de

Layout: Axel Gerber auf Grundlage von MaryJo Thomas

Lithografie: Mohn Media, Gütersloh

Gesamtherstellung: Couleurs Print &

More, Köln

Printed in Slovenia 2020

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Verlages darf das Werk weder komplett noch teilweise reproduziert, übertragen oder kopiert werden, wie z. B. manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und Datenspeicherung.

Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21,

D - 33602 Bielefeld

Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115

E-Mail: info@delius-klasing.de

www.delius-klasing.de